This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

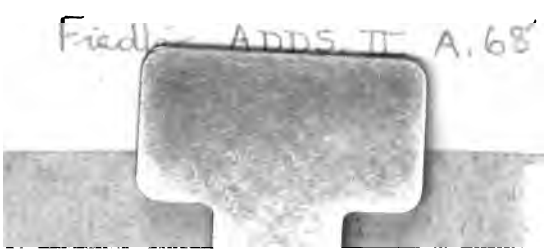
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

N 12

PRESENTED TO THE LIBRARY

BY

PROFESSOR H. G. FIEDLER



150910/2.05

[illegible]
Wien [illegible].

[illegible] 1803.

Briefe,

antiquariſchen Inhalts:

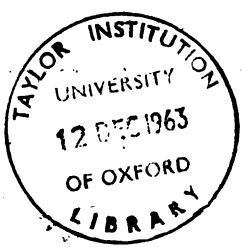
Αγωνισμα μαλλον ες το παραχρημα εχειν ἡ κτημα ες ἀει —

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey Friedrich Nikolai. 1769.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 DEC 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Fünf und dreyßigster Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was „gegen meine Deutung des so ge„nannten Borgheſiſchen Fechters „zur Zeit noch erinnert worden, iſt nicht „von der geringſten Erheblichkeit.„

Was beſonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler ſeyn. Ich ſchlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu ſcuto, nicht zuſammen zu leſen, ſie nicht zu überſetzen, mit gegen das Knie geſtemmtem Schilde; ſondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu beſonders, und ſcuto beſonders zu leſen. Hierwieder ſagt Herr Klotz, ich weis ſelbſt nicht was. Er räumet mir ein, daß man

(*) S. den erſten Theil dieſer Briefe S. 103.

obniti in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmet: aber er versichert, daß man nicht sagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich: ich muß mich mit einem pro autoritate gesprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer beruffen, die auch ihr Bißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der

erste,

erſte, der obnixo genu von scuto trennet. Unter andern muß es auch Stewechius ſo zu trennen, für gut befunden haben. Er ſchreibt in ſeinem Commentar über den Vegetius: (*) Chabrias, Athenienſium dux rei bellicæ peritiſſimus, quo phalangis impetum ſuſtineret, juſſit ſuos in acie ſubſiſtere, docuitque obnixo genu, ſcuto, projectaque haſta, phalangem expectare & excipere.

Aber Herr Kloß weis nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero eſt obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe ſenſum locus poſtulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt: ſo muß ſich das gute Latein zuweilen, von dem geſunden Menſchen-Verſtande ſehr weit entfernen. Denn obniti zeiget ohnſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drengen zu

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

lassen, den er einmal einnimt. Es kömmt also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu; und man würde berechtiget seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fusses, welcher entgegen gestemmet wird. Ich habe keine Autores mit Erythräischen Registern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein & oder ein que haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. s. w. — Die

meisten!

meiſten! Hat ſie Herr Klotz gezählt? Es ſey: aber die meiſten ſind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque haſta hätte: ſo wäre auch dieſe einzige für mich ſchon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen ſich blos und allein auf eine einzige Handſchrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handſchriften beſtimmen wollen, in welchen ſie ſich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu ſey, und folglich überhaupt nichts Gewiſſes von ihm geſagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, ſo würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deßelben würde deutlich genug zeigen, ob die angeſetzte Hand anders ſeyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann ſagt gar: der Arm. Und das wäre freylich ſchon mehr. Doch

auch so ist, aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu schliessen.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Klotz selbst. (*) Es soll

(*) Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego eo obnixus hoc sensu occurrere, & potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem „ab acie velim, sed obnixos vos sta„bili gradu impetum hostium ex„cipere„ (Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Klotzen, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero sit obnixo genu? an idem, quod obnixo

soll mir lieb seyn; wenn Sie mir mehr Bindiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechs und dreyßigster Brief.

Aber ich habe ja den Borghesischen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs

nixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verbum quae non posset deesse, si τῷ scuto conjungi deberet cum τῷ hasta. Denique dextra manus statuae, quae projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

gegen meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Klotz selbst versichert, diese Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Göttingschen Anzeigen gefunden. (*).

Ey, über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur itzt erst, da ich diese Freundschaft nicht erwiedern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun sagen, wenn er hört, daß der Göttingsche Gelehrte seinen Vorwurf zurück nimt, und bekennet, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles

zu

(*) Hamb. Corresp. Nummer 154. d. v. J.

zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheſe paſſen dürfte? Wird Herr Klotz ſagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts ſagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts ſagen: er wird ſich ganz in der Stille ſchämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr ſo überzeugt, daß der Borgheſiſche Fechter Chabrias iſt, als ich es in meinem Laokoon geweſen zu ſeyn ſcheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umſtand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung ſehr ſtörte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen ſelbſt gewiſſermaaßen irre gemacht. Denn es hat ſich in die Beſchreibung, welche er uns von dem Borgheſiſchen Fechter giebt, ein Fehler eingeſchlichen, der ganz ſonderbar iſt. Herr Winkelmann

ſagt: (*) „die ganze Figur iſt vorwärts „geworffen, und ruhet auf dem linken „Schenkel, und das rechte Bein iſt hin„terwärts auf das äußerſte ausgeſtreckt„ Das aber iſt nicht ſo: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein iſt hinterwärts ausgeſtreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhafteſten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht ſeyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und beſtärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannſchen Beſchreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns ſelbſt veranlaßt haben. Wahr iſts, der erſte Blick, den ich auch in einem ſolchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworfen hätte, würde mich von dieſem Fehler haben

(*) Geſchichte der Kunſt S. 395.

haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke ſeyn, wenn er auch ſchon im Kupfer als der rechte erſcheinet; und der Fuß, dieſem Arme gegenüber, muß der rechte ſeyn, wenn er ſchon in dem Kupfer der linke iſt. Aber ich muß nur immer auf dieſen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu ſicher mißleiten laſſen.

Doch kömmt denn ſo viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß iſt, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius ſagt: (*) Sciendum præterea, cum miſſilibus agitur, ſiniſtros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis ſpiculis vehementior ictus eſt. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, & manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum

(*) De re milit. lib. I. c. 20.

rum ſubducantur ab hoſtibus, ne poſſint vulnus accipere, & proximior dextra ſit, quæ plagam poſſit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeuſſerungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor ſtehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten ſoll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müſſen nachſtoſſen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigſte Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, ſo nahe zu ſeyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borgheſiſchen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts geſtreckt, dachte: ſo konnte es gar wohl

die

die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite, und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es itzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabey würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, Daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen: und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf. Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmassung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem

ſüßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derſelbe Gelehrte, um deſſen nähere Erklärung über den Vorwurf, der Verwechſelung des Borgheſiſchen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieſer Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir ſie zu ertheilen. Leſen Sie beyliegendes Blatt. (**)

„Herr Leſſing iſt mit dem Recenſenten „der Winkelmannſchen Monumenti „inediti in unſern Anzeigen unzufrieden, „daß er ihm Schuld giebt, als habe er „den Borgheſiſchen Fechter mit dem ſogenannten Miles Veles im Muſeo Florentino verwechſelt. Herr Leſſing hat Recht; „der Recenſent hätte allerdings dieſes wenig-

(*) S. 102.

(**) Göttingſche Anzeige St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

„wenigstens durch ein, es scheinet, aus-
„drücken sollen. Herr Lessing lehnt auch
„wirklich einen solchen Verdacht auf eine
„nachdrückliche Weise von sich ab. Hier-
„zu kömmt in der That noch dieses, daß
„der Miles Veles den Schild eben so
„wenig vor sich an das Knie gestemmt
„hält, und daß also das obnixo genu
„scuto eben so wenig statt findet; obgleich
„sonst die Stellung eines Kriegers, der
„seinen Feind erwartet, und in-
„sonderheit das gebogene Knie, auf die
„beschriebene Stellung des Chabrias eher
„zu passen schien; in so fern man annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten
„den Schild auf die Erde angesetzt, ein
„Knie gebogen und daran gestemmet,
„und auf diese Weise ihre Kraft verdop-
„pelt haben. Eben diese Vorstellung
„hatte dem Recensenten Anlaß zu jener
„Vermuthung gegeben, welche freylich
„Herr Lessing mit Grunde von sich ab-
„weiset, und abweisen kann. Jene Stel-

lung

„lung läßt ſich vielleicht auch eben ſo gut, „und noch beſſer im Stehen denken, ſo „daß der Soldat das Knie an den Schild „anſchließt, um dem andringenden Feinde „mit Nachdruck zu widerſtehen„. —

Das iſt alles, was ich verlangen; das iſt alles, was ich von einem rechtſchaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es blos um die Aufklärung der Wahrheit zu thun iſt, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber ſobald er ſieht, daß dieſes unrechte Wort, daß dieſe unrechte Wendung einen Eindruck machen, den ſie nicht machen ſollen, daß kleine hämiſche Kläffer dahinter her bellen, und die unwiſſende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausſchreiet: ſo ſteht er keinen Augenblick an, das Mißverſtändniß zu heben; die Sache mag noch ſo geringſchätzig ſcheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechſelt zu haben? — Freylich wäre es

für die Welt weniger als nichts: aber für den, der sich einer solchen Nachläßigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verscherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand

Grund

Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich dieſe Zeugniſſe auch wohl ſelbſt möchte nachgeſehen, ob ich dieſe Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geſchöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden; aber ich verlange, daß man die Traktaten, die ich gebe, für aufrichtig und ſicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müßen ſo viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüße, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da ſehe jeder ſelbſt zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht ſeyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man

ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter: ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit ſuchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Göttingſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Hr. Klotz hat, ohnſtreitig aus eigner Erfahrung, einen ſolchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat blos ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, ſcheinet er nicht beſtehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er ſich, daß die Stellung des Mikes Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beſchreibung des Nepos entſpreche, in-

dem

dem das obnixo genu ſcuto, nach der gemeinen Auslegung, eben ſo wenig von ihm, als von dem Borgheſiſchen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der ſtehende Stand des Borgheſiſchen Fechters ſich mit den Worten des Nepos eben ſo wohl zuſammen räumen laſſe, als der knieende des Mißes Veles. Er hält ſich auch in der Folge lediglich an meine Deutung ſelbſt, und zeigt blos umſtändlicher und genauer, warum dieſe nicht Statt haben könne, ohne ſie weiter ſeiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn leſen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Leſſing vorgebrachte Meinung, daß der Borgheſiſche Fechter den Chabrias vorſtellen ſolle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recenſent damals freylich nicht haubringen konnte. Nepos beſchreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias ſo, daß ſie „einen Angriff des eindringenden und an-

„prallenden Feindes haben aufhalten „wollen: reliquam phalangem loco „vetuit cedere, obnixoque genu „scuto projectaque hasta impetum „excipere hostium docuit. Der na„türliche Verstand der Worte scheinet „der zu seyn, daß die Soldaten das Knie „an den Schild anstemmen und so den „Spieß vorwärts halten mußten, daß „der Feind nicht einbrechen konnte. Diese „Erklärung wird durch die beiden Paralle„lelstellen im Diodor und Polyän, und „durch die Lage der Sache mit den übri„gen Umständen selbst, bestätiget; denn „der Angriff der Lacedemonier geschah „gegen die auf einer Anhöhe gestellten „Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. „Gr. V. 4. 50.) Hiernächst scheinet der „Borghesische Fechter nicht wohl überein „zu kommen, dessen Stellung diese ist, „daß er nicht sowohl den Angriff auf„hält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle „begriffen ist; daß er den Kopf und die

„Augen

„Augen nicht vor- oder herabwärts, son-
„dern aufwärts richtet, und sich mit dem
„aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas,
„das von oben herkömmt, zu verwahren
„scheinet; wie nicht nur das Kupfer zei-
„get, sondern auch Hr. Lessing im Lao-
„koon selbst die Beschreibung mit Win-
„kelmanns Worten anführt. Herr L.,
„der diese Unähnlichkeiten gar wohl be-
„merkt hat, schlägt vor, die Stelle im
„Nepos durch eine andere Interpunktion
„der Stellung des Borghesischen Fech-
„ters näher zu bringen. Dem sey also:
„aber auch dann wissen wir weder die
„Stelle im Diodor und Polyän, noch
„die Stellung beider Heere, noch das
„loco vetuit cedere, das projecta
„hasta, das impetum excipere ho-
„stium damit zu vereinigen. Doch
„alles dieses muß Hr. L. nicht als Wi-
„derlegung, sondern als Schwierigkeiten
„ansehen, die er in der Folge seiner Briefe
„vielleicht aus dem Wege räumen wird.

„Denn sonst würden wir noch anführen, „daß der ganze Körper des Borgheſischen „Fechters in unsern Augen den ganzen „Wuchs und Bildung, die Haltung und „Stellung eines Fechters, aber gar nicht „das Ansehen eines athenienſischen Feld„herrn hat. Aber nach Kupfern läßt „sich so etwas nicht beurtheilen, und hier„bey könnte die Vorstellungskraft sehr „verschieden seyn. Noch müssen wir ge„denken, daß wir vor einiger Zeit in „Hrn. Prof. Sachsens zu Utrecht Ab„handlung de Dea Angerona p. 7. „den Stein im Muſ. Flor. T. II. tab. 26. „n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias ver„glichen gefunden haben.„

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen,

was ich für mehr oder weniger schliessend, und was ich für völlig entscheidend darinn halte.

Der Göttingsche Gelehrte erkennet in der Borghesischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines athenienssischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen die „Ehre einer Statue unter den Griechen „wohl niemals wiederfahren sey, und daß „dieses Werk älter, als die Einführung „der Fechter unter den Griechen zu seyn „scheine.„ Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue ikonisch sey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen eine ikonische Statue zu erhalten, als eine blos idealische: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn dar-

(*) Laokoon S. 13.

an nicht ſuchen; ſie iſt nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem ſich Chabrias ſelbſt zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er ſich als den denkenden Feldherrn erwieſen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrſcheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; ſo iſt ihm unſer Fechter wie die Geſchichte in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgeſuchteſten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er ſiehet in ſeiner Bildung einen Menſchen, welcher nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehet, ſondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beſtändig beſchäftiget geweſen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt ſich eher von einem Krieger überhaupt, es ſey ein befehlender

oder

oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter ſagen.

Nach der Form, welche alſo wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, laſſen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borgheſiſche Fechter, ſagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und ſcheinet ſich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, ſagt mein Gegner, mußte gerade vor ſich hin ſehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte ſogar herabwärts ſehen, indem er auf einer Anhöhe ſtand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künſtler hat ſein Werk auf eine abhängende Fläche weder ſtellen können, noch wollen; ſowohl zum Beſten ſeiner Kunſt, als zur Ehre der Athenienſer, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet laſſen, den dieſe gegen die Spartaner gehabt hatten; er

zeigte

zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müßen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterey bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füsse des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, das er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreiffen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder

betrach-

betrachtet haben, ſich ſo mannigfaltig ha-
be irren können: gleichwohl iſt es geſche-
hen, und ich kann weiter nichts als es be-
tauren, daß ich ſeinen Angaben, die ich
nach dem eignen Augenſcheine ertheilet zu
ſeyn, glauben durfte, ſo ſorglos gefolgt
bin.

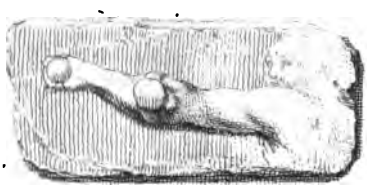
Nein, der Borgheſiſche Fechter ſcheinet
ſich nicht mit dem Schilde vor etwas zu
verwahren, was von oben her kömmt;
ſchlechterdings nicht. Denn wenn er die-
ſes ſcheinen ſollte, müßte nicht nothwen-
dig der Schild auf dem Arme faſt hori-
zontal liegen, und die Knöchelſeite der
Hand nach oben gekehret ſeyn? Aber das
iſt ſie nicht; die Knöchel ſind auswärts
und das Schild hat faſt perpendikular
an dem Arme gehangen, welches auch
aus dem Polſter des obern Schildriemen
abzunehmen. Der Kopf und die Augen
ſind auch nicht höher gerichtet, als nöthig
iſt, hinter und über dem Schilde weg zu ſe-
hen, und aus der geſtreckten niedrigen Lage

dem

dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreiffende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen; dessen mich nicht nur verschiedne Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studiret, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspuncte gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bey. (*) In der Sammlung des Maffei, ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der

(*) S. Taf. 1.

Tab. I p. 30.



der linke Arm in der einen derſelben gezeichnet iſt.

Ich habe es Winkelmannen zwar nach geſchrieben, daß ſich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren ſcheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey dieſem von oben her weiter nichts gedacht, als in ſo fern es ſich von jedem Hiebe ſagen läßt, der von oben herein, höchſtens von einem Pferde herab, geführet wird. Winkelmann aber ſcheinet einen aus der Luft ſtürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anſtatt daß er, in ſeiner Geſchichte der Kunſt, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der ſich in einem dergleichen Stande beſonders hervorgethan habe, glaubt er in ſeinem neueſten Werke (*) ſogar den Vorfall beſtimmen zu können,

(*) Monumenti antichi & inedi-
ti, Tratt. prel. p. 94. & Ind. IV.

können, bey welchem dieses geschehen sey: nehmlich bey einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellung, zu erklären. Denn nur bey dieser kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bey dieser kann er genöthiget seyn, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem blossen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift

zus

Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

zugleich ſelbſt an, und iſt bereit, einen wohl abgepaßten Stooß aus allen Kräften zu verſetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeſchlagen, und wendet ſich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Laſt des Körpers liegt, gegen die geſchützte Seite, um da dem Feinde in ſeine Blöße zu fallen.

Bis hieher iſt alſo von den Einwendungen des Göttingſchen Gelehrten, dieſes die ſchlieſſendere! „Der Soldat des Chabrias ſollte den anprellenden Feind blos „abhalten; die Stellung des Borgheſiſchen Fechters aber iſt ſo, daß er nicht „ſowohl den Angriff aufhält, als ſelbſt „im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt: „folglich kann dieſer nicht jener, jener „nicht dieſer ſeyn.„ Sehr richtig; hierauf iſt wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch ſchon erkläret, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur ſo ſchwach gerührt hat: aus der Verwechs-

lung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigſtens beſtärkt hat.

Acht und dreyßigſter Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich ſeyn wollte. —

Der bildende Künſtler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch ſein Werk ſoll kein bloßes Denkmal einer hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn; beide dürfen von dem Einzeln, ſo wie es exiſtiret hat, abweichen, ſobald ihnen dieſe Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunſt gewähret.

Wenn alſo der Agaſias, dem es die Athenienſer aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige

rige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es ungefehr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfre Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem min-

der zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beſchuldigen Sie mich alſo nur keiner Sophiſterey, daß, indem ich mein Unrecht ſchon erkenne, ich mich dennoch gegen ſchwächere Beweiſe verhärte. —

Das Weſentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu ſcuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie ſehr iſt nicht ſchon über die Zweydeutigkeit der lateiniſchen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben ſowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben ſo guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieſes oder für jenes entſcheiden; alle Hermeneutiſche Mittel, die uns die Stelle ſelbſt anbietet, ſind vergebens. Ich durfte alſo unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich

gleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateinischen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto so schwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους ausgedrücket werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben seyn? Unmöglich.

TAYLOR INST. OXFOR

Nun findet sich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**) Beider Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, dem ich dem Nepos leihen konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner seyn.

Kurz: die Parallelstellen des Diodor und Polyän entscheiden alles, und entscheiden alles allein; obgleich der Göttingsche Gelehrte sie mehr unter seine Velites als Triarios zu ordnen scheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich sagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geschehen sey, und daß

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.

(**) Sret. lib. II. cap. 1. 2.

(***) Br. XIII. S. 103.

daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.„

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borgheſiſche Fechter mag meinetwegen nun immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrift, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tief gelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neun und dreyßigſter Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias ſey? Daß ich

ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweydeutigkeit des lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey so laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indeß, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen: so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten.

Noch

Noch itzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn iſt, geſehen habe; als daß ich endlich beym Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu ſuchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigſtens eine nähere Diſcuſſion veranlaßt, und zu verdienen geſchienen? Und ob ich ſchon der ſtreitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verſchaffen können: wie wenn wenigſtens dieſe Stelle ſelbſt ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Verſuch gewänne?

Ich will zeigen, daß ſie deſſen ſehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Ueberſetzer des Nepos nachſehen können, alle ohne Ausnahme haben ſich die Stellung des Chabrias als knieend vorgeſtellt. So muß ſie auch der Göttingſche Gelehrte gedacht haben, weil er ſie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der

auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsetzet. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sachse annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu sehen meinet, welche das linke Schienbein vorsetzend, auf dem rechten Knie lieget, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hieran wohl Recht? — Wo ist ein Wort beym Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere, — τῃ ταξει μενοντας — μη

προ-

προδραμειν, αλλα μενειν ἡσυχει; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta haſta — ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτεινομενους; 3) die Schilder gegen das Knie zu ſenken, oder an das Knie zu ſchließen — obnixo genu ſcuto — τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους. Da iſt nichts vom Niederfallen; da iſt nichts, was das Niederfallen im geringſten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeſchickt ſogar die knieende Lage zu der Wirkung geweſen wäre, die ſich Chabrias verſprach. Kann der Körper im Knieen wohl ſeine ganzen Kräfte anſtrengen? Kann er den Spieß ſo gerade, ſo mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal geſenkt worden. Sie ſollten dem Feinde gerade wider die Bruſt gehen; und im Knieen würde ſie ihm gerade gegen die Beine gegangen ſeyn. Noch weniger würde ſich

das

das Knieen zu einem Umſtande ſchicken, der dem Diodor bey Beſchreibung dieſer Evolution eigen iſt. Er ſagt, Chabrias habe ſeinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe ſich wirklich durch dieſe καταφρονησιν abſchrecken laſſen. Die knieende Lage aber hat von dieſem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; ſie verräth gerade mehr Furchtſames, als Verächtliches; man ſieht ſeinen Gegner darinn ſchon halb zu ſeinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch itzt das erſte Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterey auf dem Knie empfängt. Dieſer Fall iſt ganz etwas anders. Das erſte Glied befindet ſich bey Ertheilung der letzten Salve ſchon in dieſer Lage; der Feind iſt ihm ſchon zu nahe, ſich erſt wieder aufzurichten. Zudem iſt wirklich die ſchiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs

gegen

gegen die Erde geſteiften Bajonets dem anſprengenden Pferde gefährlicher; es ſpießt ſich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit geſenktem Bajonete auf ſich anrücken ſiehet, bleibt das erſte Glied gewiß nicht auf den Knieen, ſondern richtet ſich auf, und empfängt ſeinen Feind ſtehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die fordern Treffen ſtritten und ſtanden, lagen ſie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben ſich in die Erde geſteckt, und deckten ſich mit ihren Schildern, ne ſtantes, wie Vegetius ſagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein ſie blieben nicht auf den Knieen, wenn die fordern Treffen geſchmiſſen waren, und der Streit nunmehr an ſie kam. Sondern ſodann richteten ſie ſich auf, conſurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht alſo ihre Subſeſſio intra ſcuta, nicht ihre

Ver-

Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich blos gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quæ hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind blos festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollt ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Hrn. Sachsens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Ve-

les,

les, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borgheſiſche Fechter, wie der Göttingſche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken iſt, wenn man unter den alten Kunſtwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufſuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann ſchlechterdings nicht geknieet haben.

Was lieſſe ſich gegen den Miles Veles nicht noch beſonders erinnern! Er hat im geringſten nicht das Anſehen eines Kriegers, welcher ſeinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch ſchon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmet, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt hätten:„ ſo müßte doch dieſes eine gebogene Knie das linke geweſen

wesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellet, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginensern, und andern Afrikanischen Völkern eigenthümlich. (*) Doch

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. I. p. m. 103.

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich ſo wenig angeht? Mein Gegner ſelbſt geſtehet, „daß ſich die Stellung des Chabrias vielleicht eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken laſſe, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.„ Und was iſt das anders, als ſeine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias ſey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich ſchmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er ſie auch wohl ganz zurücknimmt, und ſich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias ſich nicht blos auch oder beſſer im Stehen denken laſſe, ſondern daß ſie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, dieſe ſtehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müſſen wir uns die Haltung des Schildes ſelbſt vor-

stellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ἐς γονυ προερεισθεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Klotzen aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, (*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. (**) Die Grie-

(*) S. 103.

(**) „Linguet hätte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den „dop-

Griechen haben ein doppeltes Wort für dieſe Riemen, ὄχανον und πόρπαξ; und ich meine, daß ὄχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man ſich dieſes Wort dafür gefallen laſſen will) πόρπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heiſſen kann. (*) An dem ὀχάνῳ blieb das

„doppelten Riemen am Schilde deut„lich ſieht, durch den die Soldaten „den Arm ſteckten. Auf andern iſt „nur eine dergleichen Handhabe zu „ſehen. l. c.

(*) Lipſius (Anal. ad Milit. p. m. XVII.) hat ſich von dieſem Unterſchiede nichts einfallen laſſen, und ὄχανον und πόρπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß ſie dieſes aber nicht geweſen, zeiget ſelbſt die Stelle beym Suidas, oder dem Scholiaſten des Ariſtophanes, in der es ungewiß gelaſſen wird, ob πόρπαξ den Armriemen oder die Handhabe

Schild beſtändig feſt: den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren laſſen, und ließ,

habe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος. ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich ſage alſo auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechſelt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verſtanden. Sondern ich rede blos von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieſer Wörter, wenn ſie ſo ſtehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeinet ſeyn kann. Alsdann, ſage ich, heiſſet ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er ſagt, daß die ὀχανα der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man ſie vorher blos mit Riemen um den Hals gehangen, und ſo die linke Seite damit geſchützt habe. Denn πορπακες,

Hayde

ließ ihn fahren, ſo oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieſes ſcheinet Lipſius

Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals ſchon ſeyn, um ſie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden blos, daß es beſſer ſey, die Schilde an dem Arme ſelbſt zu befeſtigen, als um den Hals zu tragen. Οχανον und πορπαξ mußten in der Weite des Ellebogens bis zur geballten Hand aus einander ſtehen. Daher ſaß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieſer gegen die Mitte deſſelben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und ſich die Deckung deſto weiter erſtrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polſter an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieſer aber war öfters von Eiſen, und gieng durch das Schild durch. Dem πορπαξ entſpricht das Lateiniſche anſa, und Lipſius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer

ſius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführet, ſchlieſſen will, daß ihre Spieſſe nicht allzulang könnten geweſen ſeyn, weil ſie dieſelben nur mit einer Hand führen müſſen. (*) Sie konnten die andere Hand

einer Stelle des Ammianus ſagt: Unam anſam nominat; atqui duæ plerumque fuere in ſcuto grandiore. Denn dieſe Stelle ſelbſt zeiget, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, anſa geheiſſen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde blos mit Einem Tragriemen, das iſt, blos mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: ſo können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde ſeyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit ſich ihrer niemand in der Geſchwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, haſtæ iſtæ non nimis longæ, nec ut Macedonum ſa-

Hand dazu nehmen, und nahmen ſie wirklich dazu, wenn ſie die Spieſſe mit gröſſerer Macht vorhalten, oder itzgend einen kräftigern Stooß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu faſſen, und das Schild nur blos an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befeſtiget war: ſo konnte der übrige Theil nicht anders als herabſinken, gegen den vorgeſetzten linken Fuß herabſinken, und wenn es lang genug war, das Knie deſſelben bedecken. Das Knie konnte ſich ſodann an das Schild ſtemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias ſeinen

ſariſſæ. Qui potuiſſent? ſcutum majus ſiniſtra Triarii gerebant; nec videntur niſi una manu commode tractaſſe iſtas haſtas.

Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herab sanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spiessen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben sowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild blos an den Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spiesses zu brauchen: so werfen Sie ein Blick auf einen Stein beym Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen

einen

magnitudo Gemmæ.

einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des ſtehenden Soldaten, der ſeinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt ſo tief herab, daß es völlig das vorgeſetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht ſo hoch, ſondern mehr gerade aus geführet würde. Wundern Sie ſich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künſtler wollte ſich die Ausführung des linken Armes erſparen, und verſteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen ſollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und ſo den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet iſt. Dergleichen Unrichtigkeiten finden ſich auf alten geſchnittenen Steinen die Menge, und müſſen, der Billigkeit nach,

(*) S. Taf. II. Beym Natter iſt es die neunte Tafel.

als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwey Anmer-

merkungen beyfügen, die beide das Mechaniſche der Kunſt betreffen.„ (*)

Die erſte dieſer Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künſtler, ſagt Hr. Klotz, „pflegten gern ihre „Steine hoch und ſchildförmig zu ſchleifen.„ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künſtler? Sie ſelbſt? Das heißt, ihnen auch ſehr viel zumuthen. So weit, ſollte ich meinen, hätten ſich die alten Künſtler die Steine wohl können in die Hand arbeiten laſſen. Es ſind ja itzt drey ganz verſchiedne Leute, die ſich in die Verarbeitung der Edelſteine getheilt haben: der Steinſchleifer, le Lapidaire; der Steinſchneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier, oder le Metteur en œuvre.

Warum ſollte das nicht auch bey den Alten geweſen ſeyn? Und es iſt allerdings geweſen. Sie hatten ihre Polito-

res,

(*) S. 52.

res, ſie hatten ihre Scalptores, ſie hatten ihre Compoſitores gemmarum.

Politores gemmarum hieſſen die Steinſchleifer; denn polire heißt nicht blos, was wir im engen Verſtande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; ſondern es heißt auch zuſchleifen. So ſagt Plinius: Berylli omnes poliuntur ſexangula figura; ſie werden alle ſechseckig geſchliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieſer Leute Sache. Sie verſtanden ſich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunſtgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch ſo ſchlecht ſey, dennoch ſehr feine und lautere Steine wären: er ſchloß alſo, daß einige alte Künſtler wohl das Geheim-

heimniß dürften gehabt haben, ſie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man itzt unter tauſenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es ſtreiten, ſagt er, für dieſe Muthmaßung noch andere ſtärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leſer indeß zu errathen überlaſſe, bis ich ſie ihm bey einer andern Gelegenheit ſelbſt mittheilen kann. (*) Natter hat ſehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muth-

(*) Zum Schluſſe ſeiner Vorrede: Je ſuis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens poſſedoient le ſecret de rafiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuſe de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont tranſmiſes; tandis qu'à preſent à peine en trouvet-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raiſons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture;

Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätiget, der uns sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienten. Omnes gemmæ, sagt er, (*) mellis decoctu niteſcunt, præcipue Corſici: in omni alio uſu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet seyn; dieser decoctus mellis Corſici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibet Plinius an

jecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

(*) Lib. XXXVII. Sect. 74.

an einem andern Orte, (*) der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corſica ſehr häufig wachſe. Ich merke dieſes an, um in Ermanglung des Corſiſchen Honigs, unſer gemeines Honig mit zerquetſchten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, Falls man einen Verſuch damit machen wollte, für deſſen Erfolg ich jedoch nicht ſtehen mag.

Aus den Händen dieſer Politorum gemmarum empfingen alſo die Scalptores die Steine, in welchen ſie ihre Kunſt zeigen wollten. Sie von ihnen ſelbſt zuſchleifen laſſen, heißt den Bildhauer in die Kluft ſchicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch ſelbſt brechen ſoll.

Die Compoſitores gemmarum waren die, welche die geſchliffenen oder geſchnittenen Steine faßten, und ſo, wie ſie ſich nach ihren Farben am beſten zuſammen ſchickten, ordneten. Denn da die Alten

(*) Lib. XVI. Sect. 18.

Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiednen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: (*) Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum & maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weis nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte

(*) Libr. XXXVII. cap. 6.

letzte Periode aus ſeinen Manuſcripten folgender Geſtalt zu leſen befahl: atque in pretioſiſſimarum gemmarum gloria compoſiti maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das iſt, wie er es in einer Note ſelbſt erklärt, weil er ohne Zweifel vorausſah, daß dieſe Lesart hinwiederum andern nicht ſehr deutlich ſeyn dürfte: & cum pretioſiſſimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum ſimilitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es iſt wahr, nun verſteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine ſolche unausſprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch ſehr ſeltſam vor. Eine unausſprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu ſetzen, was keinen beſtimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geſchmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag alſo Harduins Verbeſſerung

gefallen, wem sie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum so viel als mangones, adulteratores gemmarum seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bey dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nehmlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeiget, so wie man ihn

wen-

wendet und die Lichtſtrahlen ſich durch ihn brechen: ſo muß ihm ſein Platz bey andern farbigen Steinen ſehr ſchwer anzuweiſen ſeyn, die ſich unmöglich nach allen ſeinen Veränderungen einmal ſo gut wie das andere zu ihm ſchicken können. — In Abſicht der Fertigkeit und des guten Geſchmacks in Verbindung der verträglichſten Farben, vergleicht Paſchalius (*) die Compoſitores gemmarum ſehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (Στεφανοπλοκοις) dergleichen Glycera war, mit welcher Pauſias wetteiferte.

Ein und vierzigſter Brief.

Alſo ſchliffen ſie eben nicht gern, die alten Künſtler, ihre Steine hoch und

(*) Coronarum lib. II. cap. 12.

schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich „von dem Zwange, den ihnen der enge „Raum des Steines anlegte: und sie „konnten die äußern und vom Leibe ab„stehenden Theile der Arme und Beine „ohne Verkürzung geschickt herausbrin„gen. Die alten Steinschneider liebten „die Verkürzungen nicht, und nur die „unvermeidliche Nothwendigkeit mußte „sie antreiben, sie zu bilden. Man hat „aber doch Beyspiele.„

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der

Raum

Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfodert. Blos in der glatten Area des Steines erkennet man noch seine Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Aussenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einem ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das

macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemma: so würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Hr. Klotzen bekannt

seyn,

ſeyn, wenn er uns weiß machen will, daß ſich die alten Künſtler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß ſie das Räumlichere der ſchildförmigen Fläche darzu genutzt, um die vom Leibe abſtehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch dieſe Theile müſſen im Abdrucke ſo heraustreten, als ob ſie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und ſie würden ſehr krüpplig erſcheinen, wenn man ihnen im geringſten anmerkte, daß ſie ſich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die ſich der Steinſchneider auf der ſchildförmigen Fläche zu erſparen weiß, kann er ſich eben ſowohl auf der platten erſparen: der Unterſchied des Raums zwiſchen dieſer platten und dieſer ſchildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Klotz fährt fort: „Jene schildför„mig geschliffene Steine waren zur Ab„wechslung in dem mehr oder weniger „Erhabnem bequem. Wir haben vor„treffliche Steine von dieser Art, die wir „nicht genug bewundern können.„

Das soll doch wohl ein zweyter Nutzen seyn, den Hr. Klotz den geschnittenen Steinen beylegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu sitzen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!„ Nur der schildförmige

mige hierzu bequem? Das verſteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künſtler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder ſoll bequem hier nur ſo viel heiſſen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, laſſen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet. Hr. Klotz weis nicht, was er will; ſeine Fehler, die nur ſeine Fehler ſind, ſind ſo armſelige Fehler, daß ſie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um ſie in ihr Licht zu ſtellen, muß man faſt eben ſo trivial und langweilig werden, als er ſelbſt iſt.

Zwey und vierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Klotzen tadle, hat nicht Hr. Klotz, sondern Hr. Lippert gesagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zustand, diesen blos ausgeschrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebnen getadelt habe. Als Hr. Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Hr. Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektiv auf alten Kunstwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabner, oder bey geschnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.„ Und nun fährt er fort: „Ein andrer Vortheil that bey geschnit„tenen Steinen noch mehr; sie nahmen „einen hohen und schildförmig geschliffe„nen Stein, in welchen sie auf oberzählte „Art

(*) S. XIX.

„Art die Figuren einschnitten; die Fläche, „welche nun im Abdruck hohl erschien, „machte, daß die Nebenfiguren, wie von „der Seite oder herumgestellet und von „der Hauptfigur entfernet aussahen, da „diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt „war.„

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verschiedener Entfernung von unserm Auge liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspektiv behandelt zu seyn, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur

nur den Schein, und nie die Wahrheit ſelbſt brauchen ſoll; da die Vermiſchung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemiſchte Wahrheit leiſtet, noch weit von dem entfernt ſeyn kann, was nach den Geſetzen des Scheines geleiſtet werden ſollte; da ſogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich iſt, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: ſo iſt es wohl unſtreitig, daß dieſer angegebene Vortheil der ſchildförmigen Steine nur ſehr zufällig, nur ſehr mißlich, nur ſehr gering ſeyn kann. Herr Lippert geſteht es ſelbſt; denn er ſetzt hinzu: „Die Höh„lung macht freylich einen Eindruck im „Auge von einer ziemlichen Weite des „Raumes, wodurch beym erſten Anblick „der Verſtand betrogen wird. Er wird „aber auch bey genauer Betrachtung, „wegen der Möglichkeit und Wahrheit

„gar

„gar bald in Zweifel gesetzt, den man, „ohne Begriffe von Kunstregeln nicht so„gleich heben wird, und von der Schön„heit des Werks gereitzt, vergißt man „leicht, was mancher, auch als ein Un„wissender, nur für ein Nebenwerk hält, „weil er nicht nach der Wahrheit und nach „der Kunst zugleich urtheilet.„

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Hr. Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch; besonders für den, der nur einigermaaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ohngefehr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz; es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches

Blend-

Blendwerk von Perſpektiv erhalten kann, ohne die geringſte Perſpektiv zu haben, den Hr. Lippert der ſchildförmigen Fläche deſſelben beylegt. Und nun ſagen Sie mir, was Sie von dieſem Vortheile bey Hr. Klotzen finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er dieſen Vortheil in einen andern umgeſchaffen, von den ſich weder Lippert noch ein Menſch in der Welt träumen laſſen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künſtler anlegt. Kann man ſich etwas lächerlicheres und ſinnloſeres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieſer poſſierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß ſie vorſetzlich ſeyn ſollte; daß Hr. Klotz dem Lippertſchen Nutzen, den er etwa für falſch erkannte, einen andern von ſeiner eignen Bemerkung ſollte ſubſtituirt haben: das müſſen Sie ſich auch gar nicht einfallen laſſen.

Sein

Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippertsche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzeln Beyspielen zeigen will! So sagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis: (*) „Der Stein ist erhaben und „schildförmig geschliffen. Diesen Vor„theil, die Steine hoch und schildförmig „zu schleifen, brauchten die Alten, wie „ich schon im Vorbericht erinnert habe, „um die Figuren in allen Theilen flach zu „schneiden, und doch auch die vom Leibe „abstehende Arme und Beine, ohne sie „zu verkürzen, geschickt heraus zu brin„gen.„ Nun lesen Sie noch einmal, was Hr. Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreyten sich „die alten Künstler von dem Zwange, „den

(*) Erstes Tausend, Nummer 6.

„den ihnen der enge Raum des Steines „anlegte; und ſie konnten die äuſſern vom „Leibe abſtehende Theile der Arme und „Beine ohne Verkürzung geſchickt her„ausbringen.„ Kann man wörtlicher, und doch zugleich ungetreuer abſchreiben! Herr Kloz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort ſagt bey ihm etwas anders als es bey Herr Lipperten ſagt.

Hr. Lipperts Meinung iſt die! Da auf einer ſchildförmigen Fläche gewiſſe Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: ſo kann der Künſtler ſeine darauf zu ſchneidende Figur ſo ſtellen, daß gewiſſe Glieder derſelben uns näher oder weiter ſcheinen, ohne daß ſie darum viel tiefer oder viel flacher geſchnitten ſind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geſchnitten ſeyn, und dennoch kan durch den Vortheil der ſchildförmigen Fläche dieſes Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen ſcheinen. Nehmlich

was zurück weichen ſoll, bringt der Künſtler der Mitte der ſchildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die gröſste Entfernung erhält, ſo nahe als möglich; und was vortreten ſoll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufſteigenden Theile der Fläche.

An einem Beyſpiele läſst ſich das am deutlichſten einſehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet iſt; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyſsigſten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die ſich die Figur oben an dem Spieſse heben will, iſt mit ihrem Arme nur ſehr flach geſchnitten: gleichwohl tritt ſie noch über das Geſicht hinaus. Wie könnte dieſes aber möglich ſeyn, wenn ſich die Fläche ſelbſt, an der ſie ruhet, nicht hervorbiegte? Wie tief

hätte

hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung desselben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihm Raum

hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie erspart sie ihm dadurch, weil sie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er sonst nicht anders als vermittelst einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehende Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen liessen.„ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigsten Tafel beym Natter. Beide Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheinet der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schul-

ter-

terknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, blos weil diese Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der converen Steine, vor Lipperten, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bey der sechszehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius, (*) und bey der siebzehnten von dem Schwanze

(*) Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extremités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à l'a hauteur des yeux.

des Löwen sagt. (*) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen, die convexen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beyspiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?„

Drey

(*) La queue du Lion n'eſt pas profonde, mais il ſemble que ſon extrémité s'eleve presque perpendiculairement à ſa tete; ce qu'il auroit été impoſſible d'exprimer ſur une pierre plate.

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convexität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter

gegeben, (*) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfte, sowohl dem Gelehrten, der die Künste kennet, als dem Künstler, der die Litteratur

(*) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tete sur la meme ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou differente, & par conséquent le tout seroit devenu trop grossier & pesant. Il paroit par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; & cela depend du genie de l'artiste.

ratur liebet, nützlich zu werden? (*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem ſich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeiſten weder dieſes noch jenes äuſſert; nicht genug, ſage ich, daß er eine ſolche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, ſie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als ſie ſelbſt der Urheber ausgiebt: er hat dieſe Anmerkung nicht einmal verſtanden. Und das habe ich doch wohl bewieſen!

Wahr iſt es, auch die Worte des Hrn. Klotz, „daß ſich die alten Künſtler durch „die ſchildförmige Fläche von dem Zwange befreyet, den ihnen der enge Raum „des Steines anlegte,„ ſind gewiſſermaaßen Worte des Hrn. Lippert. Wenigſten bis auf das enge. Aber eben dieſes einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von den Seinem hinzufügt, beweiſet

(*) S. 15.

ſet auch unwiderſprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne ſeines Autors entfernt geweſen, und wie ſehr er ſich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausſchreibt, das allergeringſte von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nehmlich, in ſeinem Werke ſelbſt, verſchiedentlich auf den Vortheil der ſchildförmigen Steine zu ſprechen. Beſonders erklärt er ſich, bey Nummer 139 des erſten Tauſend, faſt noch umſtändlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den Herr Kloß gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch ſonſt eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, ſchreibt Herr Lippert, (*) „ſchon längſt etwas von den hohen Steinen ſagen ſollen, die ſich zu unſerer heu-

„tigen

(*) S. 59.

„tigen Art zu ſiegeln nun nicht mehr „ſchicken, da wir uns, anſtatt des bey „den Alten gewöhnlichen Wachſes, des „Siegellacks bedienen. Man kann eine „gedoppelte Urſache angeben, warum den „Alten ein hoher und ſchildförmig ge„ſchliffener Stein gefiel. Erſtlich um „die äußern Theile einer Figur, des „flachen Schnittes ungeachtet, dennoch „ohne Verkürzung der Arme und Beine, „womit ſie ſich ohnedies nicht gern abga„ben, geſchickt herauszubringen, ohne „ſich wegen des Raums zwingen „zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der „Stein wäre glatt geſchliffen „geweſen. Die zwote Urſache konnte „dieſe ſeyn, weil, da das Wachs nicht „ſo hart, als unſer Siegellack, iſt, das „Bild leicht würde ſeyn gedrücket, und „alſo verwiſcht worden; nachdem es aber „auf dieſe Art zu ſtehen kam, ſo verhin„derte der nunmehr durch den Abdruck

„ent-

„entstandene hohe Rand, daß es nicht so „leicht geschehen konnte, und dieses sieht „man bey den besten und ältesten Stei„nen.„

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler lieset, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheinet. „Ohne sich wegen des „Raums zwingen zu dürfen, wie „es wohl hätte geschehen müs„sen, wenn der Stein wäre glatt „geschliffen gewesen.„ Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbesorgte Künstler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch **glatt für platt** gebraucht haben.

Glatt

einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine fassen sich die äußern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußere Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben: nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem

Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

dem platten Steine da an Masse fehlet, wo das äußere Theil hervortreten soll; und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines heraushohlt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beym Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe heraushohlen, und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn rich-

richtiger verſtanden? Ob ſchon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde ſind; ob ich Herr Lipperten ſchon nicht kenne; ob ich ihn ſchon nie mit eckeln Lobſprüchen zu beſtechen, und mich an ihn anzuketten geſucht: dennoch berufe ich mich getroſt auf ſeinen Ausſpruch. Der älteſte und theuerſte Freund des Künſtlers, iſt ihm die Kunſt. Er entſcheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er ſage es ſelbſt, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die ſchildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er ſage es ſelbſt: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beyſpiele zu erſuchen. Er ſey ſo gut, und weiſe mir die Gemmen nach, auf welche der Künſtler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenſtände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich geweſen wäre.

Vier

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hätten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm

ihm auf ſeiner erſten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er beſteht darinn, daß bey einem convexen Steine der Raum zwiſchen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines gröſſer iſt, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann. (*)

als

(*) No. 9. Ceci repréſente une pierre à ſurface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'eſt pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces ſortes de pierres; car l'eſpace qui ſe trouve entre la pierre & l'Outil étant plus conſiderable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyes le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer ſind,„ als die platten: in ſo fern ſie es nehmlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figur nach dieſer Bequemlichkeit einrichten; er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art

Fläche

Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher, und eben ſo gut, als Herr Kloß behaupten können, daß die ſchildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequem ſey, eben ſo gut kann man auch behaupten, daß ſie nicht minder bequem ſey, eine Figur durchaus flach darauf zu ſchneiden, ohne daß darum alle Theile dieſer Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es ſolle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen ſphäriſch convexen Stein geſchnitten werden. So wie man verlanget, daß ſich dieſes Schild auf dieſem Steine zeigen ſoll, ob auch von ſeiner convexen oder von ſeiner concaven Seite: ſo wird auch der convexe Stein ſich bald mehr, bald weniger dazu ſchicken. Soll das Schild

seine convexe Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief herausshohlen kann, als er nur will; ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist eben so klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht

(*) S. 194.

nicht ſo recht wahrſcheinlich fand: ſo glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müſſe dieſe Nachricht nur von einer gewiſſen Art Smaragde verſtanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis, gleich vorhergehet, iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant: ſo will er, daß jenes iis auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verbothen geweſen. (*)

(*). In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob cauſam placuit ut non ſcalperentur (Smaragdi,) ne offenſum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque & concavi, ut vi-

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis so: nach Gewalt geschiehet, wenn man es auf das nächststehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwider: sprechlich gezeigt habe, daß das streitige Ver:

visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non soliços idcirco facit, ne ostensum decus imaginum, scalpturæ cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Præterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta & resupina, ut idem Plinius ostendit. Hæc igitur ex æquo & à veritate & Plinii mente discedunt.

Hier

Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf dem Widerſpruche, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden ſind, ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der

Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offenſum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne offenſum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpie-

nehmlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthiget, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren,

spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.„ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt, cum concavi sunt, inspectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere redet.

ren, überhaupt zu reden, ungeſchnitten gelaſſen? In was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen, daß ſie äußerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigenſinnes geweſen. Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößrungsglases.

Denn da er selbst verschiedne alte geschnittene Steine von so ausserordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte: (*) so meinte er, daß sich dergleichen Steine

(*) Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus sit; & tamen in iis vel semiexstantes figuræ, vel insciſæ pariter spectantur: opere in

Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu ſeyn, denken ließen. Manni hatte ſchon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder ſo etwas ähnliches, nicht ganz abſprechen könne; er hatte ſich beſonders auf die mit Waſſer gefüllte gläſerne Kugel, deren Seneca gedenkt, geſtützet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden ſaget, iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant, dieſe Meinung noch mehr beſtätigen zu können. Igitur, ſagt er, ſi concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile viſum colligere poſſent, ſane non niſi arte optica illam cavitatem induiſſent, quam artem ideo perfecte ſciviſſe præſumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios ſpectare conſue-

in area tam parvula ſane admirando, quas oculo nudo, vix inciſas eſſe judicaveris.

sueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Uber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn: sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedienet, bedienet sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch eher

eher an dem gehörigen Orte zuſammengebracht werden, welches denn wohl viſum colligere heiſſen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläſern ſeine Zuflucht nimmt, nimmt ſie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu früh zuſammen treffen, durch ſie erſt zerſtreuet und ſonach zu einer ſpätern Vereinigung an dem rechten Orte geſchickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem iſt, und ſchwerlich auch viſum colligere heiſſen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen, nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Strahlen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer con-

caven

caven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meinet, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch conver geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste

Er-

Erklärung iſt. Iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta eſt, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extenſum eſt, eadem, qua ſpecula, ratione ſupini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas ſpectabat ſmaragdo. Wenn dieſer Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Claſſen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extenſum eſt, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn ſicherlich weder zu dieſen, noch zu jenen, in ſo fern ſie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wiſſen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchſehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieses Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht cavus, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sveton beschreibt ihn uns oculis cæsiis & hebetioribus, (*) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum conni-

(*) Cap. 51.

niveret, ad prope admota (oculi) hebetes. (*)

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Vettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch itzt Herr Lippert in die Fußtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen ſind, auf welche Vettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er, (**) „bey den ſo ſubtilen Werken der alten „Steinſchneider, verdient hier einen Platz. „Dieſes ſo Feine hat mehr denn ein ſcharf „ſehend Auge erfodert. Die Augen der „Alten

(*) Libr. XI. ſect. 54. Edit. Hard.

(**) Vorbericht S. XXXV.

„Alten haben aber deswegen nicht schär-
„fer, als die unsrigen, gesehen. Es ist
„also zu vermuthen, daß sie die Augen,
„so wie es unsere heutigen Künstler auch
„bey dem schärfsten Gesichte thun, manch-
„mal bewaffnet, und sich mit Vergröße-
„rungsgläsern und Brillen beholfen ha-
„ben. Aber diese verfertigen zu können,
„gehöret zur Dioptrik. Daß aber die
„Dioptrik bey den Alten im Gange ge-
„wesen, finde ich nicht, oder doch nur
„eine kleine Muthmaßung. Ich weis
„wohl, daß Euclides, ohngefehr drey-
„hundert Jahr vor Christi Geburth, die
„Matheſis und auch die Optik gelehret,
„und daß hernach aus ihm Abazen und
„Vitellio ihre Grundsätze zur Optik ge-
„nommen; aber daß die Dioptrik beson-
„ders gelehrt worden, habe ich nirgends
„finden können. So viel könnte seyn,
„daß man sie zur Optik mitgerechnet, weil
„man den Namen Anaclaſtica einer
„Wiſſenschaft beyleget, die zur Optik mit-

„ge-

„gerechnet worden, welche es vermuth„lich geweſen iſt. Man hat aber viel äl„tere rundgeſchliffene Steine, als Euclis„des iſt, und die ein Alter von mehr als „dreytauſend Jahren zu erkennen geben. „Es wäre denn, daß man aus der Schrift, „die man auf den Steinen gar oft findet, „und aus dem Charakter der Buchſtaben „ihr Alter ſicher angeben könnte; aber „auch da findet man, daß ſie das Alter „des Euclides ſehr weit überſteigen. Inn„deß halte ich es für gar möglich, daß „die Vergrößerungsgläſer ſehr zeitig, und „nur zufälliger Weiſe können erfunden „worden ſeyn. Ein einziger Tropfen „Waſſer, der von ungefehr auf einen „kleinen Körper gefallen war, konnte „hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne „daß man dabey denken darf, daß ſolche „nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Denn viele alte Steine „ſind ganz rund und ſchildförmig, wie „die Microſcopia, geſchliffen; auch brauch-

„ten die Alten öfters Crystall, oder an„dere eben so reine und durchsichtige Edel„steine, besonders den Beryll. Es durfte „nur ein Crystall von ungefehr linsenför„mig geschliffen worden seyn, so war das „Vergrößerungsglas entdeckt. Vom „Nero weis man, daß er einen geschlif„fenen Smaragd gebraucht, um dadurch „die Zuschauer, wenn er aufs Theater „kam, anzusehen.„ (*)

Das wird einem flüchtigen Leser angenehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Feh-

ler

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

ler ſeiner Augen dadurch zu verbeſſern; ſondern blos, um ſie weniger anzuſtrengen, um ſie, während der Anſtrengung ſelbſt, durch das angenehme Grün des Steines zu ſtärken. Die Fläche deſſelben brauchte nicht conver zu ſeyn; denn er wollte nicht nahe Gegenſtände ſo dadurch ſehen, als ob die Strahlen derſelben von entfernten kämen: und concav durfte ſie nicht ſeyn; denn ſonſt wären ihm die entfernten Gegenſtände, nach welchen er damit ſahe, eben ſo undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern ſie mußte platt ſeyn dieſe Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlaſſen, nach welcher ſie einfielen. Als ein platter durchſichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläſern nichts weiter gemein, als in ſo fern man auch die bloßen Conſervativgläſer Brillengläſer nennen will, ob ſie ſchon zur Schärfung des Geſichts nichts beytra-

tragen, von welcher gleichwohl die Rede iſt. Ich finde, daß ſelbſt Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verſtanden hat. Smaragdus, ſchreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam ſpeculo, ſpectaſſe ajunt: & mea quidam ſententia, ut ejus aſpectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque cryſtallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte alſo den Baccius für ſeine Meinung eben ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam ſpeculo, weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings; und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen ge-

gepflegt. Er erwähnet dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen: ſo hätte er nicht ſagen müſſen, daß dieſes tanquam ſpeculo geſchehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero ſich ſeines Smaragds tanquam ſpeculo bedient habe: ſo mußte jenes wegfallen; denn er hatte ſich den Stein, entweder als völlig undurchſichtig, oder wenigſtens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen ſeyn, ob die Alten ihre dioptriſchen Kenntniſſe zugleich mit der Optik oder beſonders, ob unter dieſem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch iſt Herr Lippert auch darinn falſch berichtet, daß ſie eine eigene Wiſſenſchaft unter dem

Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedner Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden: aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefehr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedne Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.

3. Doch

3. Doch Herr Lippert giebt die theorentiſchen Kenntniſſe der Alten hiervon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das iſt wahr: bediente man ſich doch in den neuern Zeiten der Brillen ſchon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie ſie der Undeutlichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße Möglichkeit beweiſet nichts; auch ſelbſt die Leichtigkeit, mit der dieſe Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiſet nichts. Die leichteſten Entdeckungen, müſſen nicht eben die früheſten geweſen ſeyn. Im Grunde mochte dieſe Leichtigkeit auch wohl ſo groß nicht ſeyn, als ſie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigſten ſchnitten, waren wenig oder gar nicht durchſichtig;

(*) S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

und wenn auch der reinste Krystall von ungefehr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefehr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall? Weis man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten?

ten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet. (*)
„Da die Alten die Wirkungen der Ku„geln, zu brennen, gekannt haben, ſo „iſt zu verwundern, daß wir bey ihnen „gar keine Spur finden, daß ſie etwas „von derſelben Vergrößerung gewußt. „Sollten ſie wohl niemals durch eine Ku„gel geſehen haben? Herr de la Hire „erklärt dieſes. Die Brennweite einer „gläſern Kugel iſt der vierte Theil des „Durchmeſſers, von der nächſten Fläche „gerechnet. Hätten die Alten eine ſolche „Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer „dürfen wir es nicht annehmen, ſo müßte „eine Sache, die ſie deutlich hätten dadurch ſehen ſollen, 1½ Zoll von ihr geſtanden haben. Natürlicher Weiſe haben ſie dadurch nach entfernten Sachen „geſehen, die ihnen nur undeutlich erſchienen ſind. Weite Sachen deutlich „zu ſehen, erfordert entweder eine gröſſere

(*) S. 381.

„sere Kugel, als sich verfertigen läßt,
„oder Abschnitte von großen Kugeln, die
„wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die
„Alten wußten vermuthlich nicht, das
„Glas zu schleifen, sie konnten es nur in
„Kugeln blasen.„ Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, Falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbey sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefehr so gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre so geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters ver-

gröſsern kann. Es wäre unbegreiflich, ſage ich: aber gut, daſs wir dieſe Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Vorausſetzung ſelbſt iſt falſch, und es finden ſich allerdings Spuren, daſs die Alten die Wirkung der gläſern Kugel, zu vergröſsern, eben ſo wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniſs des Seneca: (*) Litteræ quamvis minutæ & obſcuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clariosque cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daſs es Smithen ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Trak-

(*) Natural. quæſt. lib. I. cap. 6.

Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als De la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheinet, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weis wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringe

zingſten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die ſphäriſche Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt ſich der Aufſchluß des ganzen Räthſels. Es währte nur darum noch ſo viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Waſſer gefüllten gläſernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläſer überhaupt kam, weil man die Urſache der Vergrößerung nicht in der ſphäriſchen Fläche des Glaſes, ſondern in dem Waſſer glaubte. Daß dieſes der allgemein angenommene Gedanke der Alten geweſen, iſt gewiß; und ſelbſt die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe eſſe majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß ſie, beſonders in dieſem Falle, die Urſache der Vergrößerung dem Waſſer zuſchrieben, in ſo fern es in der hohlen ſphäriſchen Kugel gleichfalls in eine ſphäriſche Fläche zuſammen gehalten wird.

Nein;

Nein; an die ſphäriſche Fläche dachten ſie ganz und gar nicht: ſie dachten einzig an eine gewiſſe Schlüpfrigkeit des Waſſers, vermöge welcher die ungewiſſen Blicke ſo abgleiteten, ſo — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: dieſe Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die ſie die ganze Erſcheinung mit eins erklärten. — Und ſo dünkt mich, iſt es faſt immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten ſehen, die wir ihnen gleichwohl abſprechen müſſen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der ſchwerſte iſt, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorſicht iſt, daß ſich gewiſſe Einſichten nicht eher als zu gewiſſen Zeiten entwickeln ſollen: ſondern ſie thaten ihn darum nicht, weil ſie, ſo zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel ſtanden, und irgend ein Vorurtheil ſie verleitete, nach dieſem

Ziele

Ziele auf einer ganzen falſchen Seite zu ſehen. Der Tag brach für ſie an: aber ſie ſuchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War ſie nun einmal da, die gläſerne Kugel des Seneca, durch welche man noch ſo kleine und unleſerliche Buchſtaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man ſich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit ſchwer zu unterſcheidenden Gegenſtänden bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Prodromus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kayſers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ἐυθυς, κρατουσι
τον σφυγμον τυ
Θωρυσι και τα σκυβαλα μετα τυ
ὐελυς —

„ſie kommen, betrachten ihn ſtarr, füh„len ihm an den Puls und beſchauen die „Auswürfe mit dem Glaſe.„ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter dieſem Glaſe eine Brille, oder ſonſt ein Vergrößrungsglas zu verſtehen: endlich aber hielt er es für wahrſcheinlicher, daß blos ein Glas darunter verſtanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith ſtimmen dieſer Auslegung bey; und letzterer mit dem Zuſatze, daß ſonach die Stelle auch wohl nur blos von der Beſichtigung des Harnes zu erklären ſey. Ja Manni ſelbſt ſagt: (*) „dieß iſt „in der That auch der wahre Verſtand; „wie man eben dieſe Gewohnheit noch „heutiges Tages an einigen Orten findet: „oder man müßte das Glas für eine Art „von

(*) Nach der deutſchen Ueberſetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

„von lente erklären; wiewohl ich zweifs„le, daß die Alten dergleichen Gläſer ge„habt haben.„ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt geweſen wäre, daß die Alten dergleichen Gläſer ſchlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linſenförmig geſchliffenen Vergrößerungsgläſer: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Naſe zu ſchützen, als den Augen zu helfen?„ Ein Arzt, dächte ich, ſollte ſo eckel nicht ſeyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, ſich lieber die Naſe zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα τε υελε ſagt alſo wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläſerne Kugel des Seneca darunter verſtanden werden, die Manni ſelbſt ſo wohl kannte? Es be-

fremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius, (*) quæ sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. (**) Sie sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nehmliche durchsichtige Kugel, welche

(*) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(**) Libr. XXXVI. sec. 67. Addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

welche brennet, nothwendig auch vergröſſern muß, und daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man ſich ihrer lange zu der einen Abſicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umſtand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieſer nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die ſie folglich auch die Dinge vergröſſert erblicken muſten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Waſſer gefüllt, ſondern durch und durch Kryſtall war: ſo müßte ja wohl das falſche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergröſſerungsgläſer entfernende Raiſonnement, als liege der Grund der Vergröſſerung in den Beſtandtheilen des Waſſers, wegfallen; und was hinderte die Alten ſodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius iſt ſpäter, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des

Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, (*) bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσταλλοφανες ἀντι της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucen-

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

centes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas so wohl als die edlern farblosen Steine crystalla zu nennen. Doch wozu mit so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erfor-

derliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem coloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und

(*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est —— ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was iſt es, was er eigentlich mit ſeiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläſer der Alten betreffend, will? Warum trägt er ſie vor? warum trägt er ſie eben hier vor? Er trägt ſie vor, ohne Zweifel, weil er ſie für neu hielt, wenigſtens den Grund für neu hielt, den er von den durchſichtigen bauchicht geſchliffenen Steinen für ſie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den ſo bewunderswürdig kleinen Werken der alten Steinſchneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und beſſer zu machen ſind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil ſagen laſſen, und auſſerordentliche Künſtler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle verſichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit ſchlechterdings zu nichts dienen könne, da es

Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffentes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu

brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket; da er im Gegentheil verschiedne Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch andrer solcher Mittel, die man alle itziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, ohnstreitig zu sehr vernachläßiget: so daß die Frage, ob den Sinn des Gesichts bey den Alten, oder bey den Neuern der schärfere? eine Unterscheidung erfodert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht

unsere

(*) Lib. XX. sect. 51. & lib. XXXVII. sect. 16.

unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: (*)

„Die natürlichen Adern und Flecken „eines Steines, dienten den Alten bey

(*) S. 53.

„erhaben geſchnittenen Werken oft zur „Erreichung ihres Endzwecks, die jedem „Dinge eigenen Farben zu geben und die „ſchönſte Mahlerey zuwege zu bringen. „Sie wußten hierdurch ihren Werken „eine Lebhaftigkeit zu geben, die ſich der „Natur näherte, und machten dem Mah„ler ſeinen Vorzug zweifelhaft. Die „Farben ſind ſo gebraucht, daß die Far„be, welche zu einer Sache angewandt „worden, ſich nicht auf eine andere zu„gleich mit erſtreckt, und alle Unordnung „iſt vermieden.„

Welch ſchielendes Wortgepränge! welche abgeſchmackte Uebertreibung von der etwannigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängſtlichen Tändeley! Alſo war es, bey erhaben geſchnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?„ Der Endzweck! kann man ſich ungereimter ausdrücken? Und dieſen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und

Flecken

Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Mahlerey daraus entstand? Die schönste Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen ausleget, dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Hr. Raspe, (*) „viele geschnittene Steine dieser Art ge„sehen. Sie kommen mir vor, als die „Akrosticha und Chronodisticha in der „Poesie.

(*) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Cassel 1768. in 12.

„Poeſie. Viel Zwang und etwas Farbe „iſt gemeiniglich ihr ganzes Verdienſt.„ Auch Hr. Lippert erkennet dieſen Zwang faſt an allen ſo mahleriſch geſchnittenen Steinen, die er ſeiner Daktyliothek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu alſo in einem Büchelchen ſo viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptſächlich zu Bildung des Kunſtauges und des Geſchmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort geweſen ſeyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunſt zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die beſten unter dieſen Afterwerken der Kunſt, diejenigen, meine ich, welche die richtigſte ungezwungenſte Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine beſtehen, deſſen Schichten von verſchiedener Farbe man ſo kunſtreich genutzet, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen

ver-

verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius, (*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non poſſit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumptis omnibus in ſuo genere probatiſſimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigſter Brief.

Es verſteht ſich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie

(*) Libr. XXXVII. ſect. 75.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Camieen nenne? Solche erhaben geſchnittene Steine, die allein dieſen Namen führen ſollten. Ich weis wohl, daß man itzt einen jeden erhaben geſchnittenen Stein einen Camiee nennet. Ich weis aber auch, daß dieſes weder immer geſchehen, noch itzt von uns geſchehen müßte, wenn wir genuin und beſtimmt ſprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein, welcher zwey Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derſelben geblieben. Dieſes bekräftiget für mich Boot: (*) Dum cruſta unius coloris

(*) Libri II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet, ohnſtreitig das vollſtändigſte

loris ſcalpitur, ac alterius coloris pro ſtrato relinquitur, tum gemmarii

und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, faſt mit den nehmlichen Worten, ſagt: ſcalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim cruſta alba alteri nigræ ſuperpoſita ſit, aut ſecundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converſo ſcalpunt in ſuperiori imaginem; ut inferior veluti ſtratum ſit, has vulgo Cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schriftſteller, ſchreibt Caylus, (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31. deut. Ueb.) „hat oft ganze

„Stücke

rii Camehujam vel Cameum vocant, ſive Onyx, ſive Sardonyx

„Stücke aus dem Texte des Cäſalpi„nus abgeſchrieben, indem er nur ei„nige Ausdrücke daran verändert, „oder hinzugeſetzt. Er iſt nicht zu „entſchuldigen, daß er hiervon gar „nichts gedenkt und den Cäſalpinus „unter der Zahl der Schriftſteller, „deren er ſich bey Verfertigung ſei„nes Werks bediente, nicht einmal „genennt hat.„ Dieſe Anklage iſt hart: aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl ſeyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war, als das Buch des Cäſalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutſchland durch den Nürenberger Nach-

sit. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunkelere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weisse und

druck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefehr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheinet, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

und ſchwarze Schichte hat, ſo wäre es wohl ſehr ungereimt, wenn er die weiſſe zum Kopfe und die ſchwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne ſeiner Kunſt den geringſten Zwang anzuthun: und von dieſem Mahleriſchen des Steinſchneiders, ſehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem itzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geſchnittener Stein ein Camee heißen, ob ſchon die von einer Farbe ſo nicht heißen ſollten. Aber das Wort Camee ſelbſt? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir iſt es ſelten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieſes Ding heißt; ich möchte ſehr oft auch gern wiſſen, warum dieſes Ding ſo und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entſchloſſenſten Wortgrüblern; und ſo lächerlich als vielen das etymologiſche Studium vor-

kömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutsche haben Camee ohnstreitig gerade zu, von dem Italienischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeu gehen. Nun lassen Sie uns

vors

vors erſte den Menage (*) unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es urſprünglich zu einem hebräiſchen: Menage ſelbſt aber, zu einem griechiſchen Worte.

Gaffarel ſagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewäſſerte Achate hübe, welche vollkommen wie Waſſer ausſähen, (**) ſo hätten die Juden, die ſeit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils geweſen, das Wort vielleicht von dem hebräiſchen Chemaija gemacht, welches ſo viel heiſſe, als Himmliſche Waſſer, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieſer Sprache, ſehr ſchöne Waſſer. Aber was ſind wäßrichte

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

(**) A cauſe qu'on voit des Achates ondées, repreſentant parfaitement de l'eau.

oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her; aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt

mägt iſt, ſehr groſſe Tugenden bey. (*) Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß Kamea nicht eigentlich ein Hebräiſches, ſondern ein Rabbiniſches Wort iſt; das iſt, ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was bedeutet dieſes Wort in der Sprache, aus der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu den Griechiſchen verwieſen haben. Denn er ſage, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil ſie tief gegraben worden. (**) Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief, ſondern die erhaben geſchnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

(*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui ſont empreintes naturellement de quelques figures.

(**) A cauſe du creux ou ces pierres ſont taillés.

(*) Außer diesen Ableitungen, ist mir noch keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus (*) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher sey Camæ gemacht, weil diese Art Steine an schwefelichten und heissen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Onyxe darunter: aber wohar beweiset er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeuget würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch

(*) Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camæ a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce græca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis & calidis inveniri.

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellet, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen, wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italieniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt, (*) bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geſchrieben.

(*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläßig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronſtedt erinnere. S. deſſen Verſuch einer neuen Mineralogie, deut. Ueberſ. Seite 61.

ben. (*) Was ich daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letz-

ten

(*) Gemohuidas schreibet es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Bruckmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis scalpendas aptæ sunt; harum quanquam multæ numero sunt, Peantides tamen, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhû schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus

ten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das Deutſche hoch, aufgeſchwollen, trächtig, heiſſen ſolle. Doch wer

nus duras ad hoc diligunt? ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Speckſteine appellant, & Gammenhs.

Gemmahuja ſchreibt es Joh. Kentmann. Nomenclatura rerum foſſilium p. 32.

Gemma huja ſchreibt es Agricola: (beym Geſner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus para potiſſimum candida latior, & Sarda noſtris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas ſcalpturas.

wer würde sich einen solchen lateinisch-deutschen Hybrida, den Franzosen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhá, Cameo; ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß, vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mis-

mineralogiſchen Schriftſtellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine beſondere Art Steines, ſondern nur ein beſonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines ſey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, ſagen ſie alle, heißt dieſer Stein, wenn er nur geſchliffen, oder ſo iſt, wie er von Natur iſt: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geſchnitten iſt, und zwar ſo geſchnitten, daß Figur und Grund von verſchiedener Farbe ſind. (*) Iſt nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum ſollen die Namen ſelbſt nicht auch urſprünglich die nehmlichen Worte ſeyn, wenn ſie es

ſo

(*) Cæſalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum ſolum perpoliti ſunt: exſculptos autem, ut ſubſtratum alterius coloris ſit, Cameos.

so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. (*) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst an-

(*) Nomencl. Rer. foss. h. e.

angiebt, erhellet. (*) Aus dem Leonardus hat Boot dieſen Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefehr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daſelbſt ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hin-

(*) Kamam ſeu Kakamam, eſt albus variis coloribus diſtinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis ſulphureis, ac calidis; & frequentiſſime onixæ (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla eſt, ſed virtutem ex ſculpturis ſeu imaginibus, quæ in ipſo ſculptæ ſunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ ſignificantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Sylben von Gemmahuja, unſer deutſches hoch zu

dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigſtens zeiget dieſe nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: Pæantides, quas quidam Gemonidas vocant, prægnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen; er formte alſo ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebähre. Aber Harduin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Gæanidas geleſen, ſo wäre

ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päanitis geworden. (*)

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab. (**) Doch das

(*) Indeß läßt ſich freylich von Gæanidas eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γαῖα oder von γαῖον abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht γυναικίζοντας, welches ſodann Morhofius ausgedrückt hätte, wenn er von der Päanitis, oder wie er das Wort ſchreibet, Peanites, ſagt:

Feminei ſexus referens imitamina labores.

(**) (Apud Geſnerum l. c.) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limes

das ist wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache: (*) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Na-

mes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Pæantides non recte facit.

(*) Pract. Mineralſyſtem S. 100.

men des Speckſteins, auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Sylben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (*)

Zum

(*) (Plinius Libr. XXXVII. ſect. 24.) Exponenda eſt & Onychis ipſius natura, propter nominis ſocietatem: hoc in gemmam tranſilit ex lapide Carmaniæ. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. ſect.

Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein großer Theil des Werths von dieſem Un-

ſect. 6.) ſtehet anſtatt Carmania, welches eine Provinz in Perſien war, Germania. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieſes ein bloßer Schreibfehler ſey; und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anſtatt Germania, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzuſetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, ſchreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam noſtri vocant Caſſidoine, ut pleriſque viſum. Ich frage, was iſt das für ein Wort, Caſſidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzoſen ſo genannt zu werden? Beym Richelet wird Caſſidoine durch Murrha erklärt und hinzugeſetzt: Maniére de pierre précieuſe, embellie de veines,

terschiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben so wichtig sind, als der ganze

nes, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzet, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heissen: Quæ hodie Chalcedonia audit, & corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir itzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weisser Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht

das

ganze Braſt, mit dem ich dieſen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein geheiſſen hat und eigentlich heiſſen ſollte, deſſen Grundlage von einer andern Farbe iſt, als die darauf geſchnittene Figur;

das geringſte ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er dieſen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus iſt weder unſer Chalcedon, noch ſonſt ein onyxartiger Stein, ſondern der kalchedoniſche Smaragd des Plinius, vermengt mit eben deſſelben ſmaragdartigem Jaſpis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zuſatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich ſey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmaſius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Jaſpis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieſes gehörig bemerkt.

der alſo zuverläßig ein Onyx ſeyn wird, weil unter den Edelſteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verſchiedener Farbe haben: ſo wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beſchaffenheit diejenigen Gemählde ſeyn müſſen, welche die Franzoſen gleichfalls Camayeux nennen, und einſehen, warum dergleichen Gemählden dieſer Name beygelegt worden. Nicht weil ſie das Basrelief nachahmen, heiſſen ſie Camayeux; wie ſich Pernety (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern ſie heiſſen ſo, weil ſie ganz aus

Einer

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit ſervir que pour les bas-reliefs, puiſqu'il tire ſon nom du mot grec χαμαι, qui ſignifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebſt andern Wörterbücher, ſagen eben das.

Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet ſind, und hierinn die geſchnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzuſetzen, daß das Erhabene ſo wenig das Weſentliche des Cameo ausmacht, daß auch ſogar tief geſchnittene Steine (Onyxe verſteht ſich) Cameen heiſſen können und heiſſen ſollten, ſobald ſie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geſchnitten worden, und alſo die Area von dieſer, und das Bild von jener Farbe erſcheinen. Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß die Franzoſen ſelbſt das Wort Camayeu eben ſo wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers & les Lapidaires, ſchrieb Felibien in ſeinem Dictionaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte

er

er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche

zeiget,

zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir ſodann dieſen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht, eben ſo gut als die Franzoſen, auch die einfarbigen Gemählde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemählde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigſter Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung ſeiner zweyten Anmerkung über das Mechaniſche der Kunſt beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herr Klotzen zu thun wäre. Ich will es alſo nur

nur gegen ſeine Widerſprecher erinnert haben, und Herr Kloß hat ſich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachſchreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, ſind ſeine Worte, „gedenkt eines Sardonych, welcher aus „vier Lagen, einer über der andern, be„ſteht, und auf welchen der vierſpännige „Wagen der Aurora erhaben geſchnitten „iſt.„ – Erſt, mit Erlaubniß des Herrn Kloß: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, ſondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche ſagen darf, das weis ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych ſagen könne, das iſt mir zu hoch. Vielleicht zwar iſt einem lateiniſchen Gelehrten, der ſich herabläßt, deutſch zu ſchreiben, ein ſolcher Schnitzer allein erlaubt. Und ſo habe er denn ſeine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er ſie nennen will, für ſich!

Was

Was ich eigentlich hier anmerken will, iſt gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er ſelbſt ſagt, daß er vier Lagen von vier verſchiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß ſchlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx haben muß,

(*) (Plinius Lib. XXXVII. ſect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumptis omnibus in ſuo genere probatiſſimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieſer Stelle anſtatt e ternis, e cerauniis, und dieſe alte Lesart hat auch der deutſche Ueberſetzer beybehalten, bey dem es ſonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zuſammen gekittet.„ Doch Harduins Verbeſſerung iſt unwiderſprechlich, wie man bey ihm ſelbſt nachſehen mag. Außer dem Iſidorus hätte er auch noch den Marbodus

muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heissen. (*) Nun aber ist unter

dus für sich anführen könnten, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iſte colores;
Albus & hinc niger eſt, rubeus ſupereminet albo.

(*) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worinn er das finden will, finde

unter den vier Farben des von Winkelmann ſogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das iſt ſonach der zweyte Grund, warum ihm dieſer Name abzuſprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann ſchlechtweg Onyx, höchſtens einen vielſtreifigen Onyx nennen ſollen. Denn ob man dem Onyx ſchon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt; ſo iſt dieſes doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächſet, zu verſtehen. Ich will ſagen: da dieſe zwey-

finde ich es nicht. Eben ſo wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx ſolle ſo viel heiſſen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als ſey dieſes von einigen geglaubt worden. Denn Plinius ſagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipſo apparet, intelligebantur candore in Sarda.

zweyfarbichte Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey ersten nichts als Verlauf

lauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: ſo wie die vierte, die aſchgraue, (wenn ſie ihm anders hier nicht aufgeſetzt iſt,) nichts als allmälige Verdunkelung der weiſſen Schichte in die natürlicher Weiſe wiederum angrenzende ſchwarzbraune oder braungelbe, ſeyn dürfte. Freylich iſt die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide ſind, ihren Beſtandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Kloß aus der Daktyliothek des Zanetti. „In „der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, „wird ein Tiger aus dem orientaliſchen „Steine, Maco, bewundert, wo ſich „der Künſtler der Flecken des Steines „bedient hat, um die Flecken des Tigers „auszudrücken.„ Maco? Wer hat

jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mokhastein meinet; einen Stein, den itzt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bey seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht blos bey diesem so viel als nichts sagenden Juwelierna-men genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil

er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführet wird. (*)

Neun und vierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben

(*) Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, which the Reſemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reaſon, Dendrachates. Theſe are what our Jewellers at this Time call Mochoſtones, but improperly; for the are not the Product of that Kingdom, but are only uſed to be brought from other Countries and ſhipp'd there for the Uſe of our Marchants.

eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabey denken.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigſten Briefe, wegen der Praſma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer ſolchen Praſma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte: (*) und wie ſagt er, daß man dieſen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten ſeines Ueberſetzers, Igiada molto bella, che al Praſma di Smeraldo aſſai ſi avuincina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr

(*) Tab. IX. p. 17.

sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. (*) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weiten nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiada bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von den nehmlichen Dinge ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen?

(*) Laet Libr. I. cap. 23.

chen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non param admirari, schreibt er, (*) viros alioquin doctos, in his rebus, quæ natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent & pleraſque alias

(*) Præf. Interpret. Gem.

alias ineptiſſimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantiſſimis nominibus apud ſcriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darinn auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bey dem Plinius ein und eben derſelbe Stein; einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beide ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide ſind ihm nigriores oder remiſſiores carbunculi, und von beiden ſagt er,

daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weissen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwey verschiedenen Steinen machen: beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt

eben

eben dieſes Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geſchrieben als ſie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß geſprengter Rubin ſeyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin. (*) Kurz, die Weſen ſind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß ſelbſt Hill ſich dieſen chimäriſchen Unterſchied noch gefallen laſſen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern ſeltſamen Namen eines Edelſteines den eigentlichen Aufſchluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unſere Vorältern, wie Sie wiſſen, nannten einen Opal einen Wayſe, oder wie ſie es ſchrie-

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophraſtus's Hiſtory of Stones, p. 44.

schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Pæderos erhalten, eines Beynamens, dem man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, schreibt Boot, (*) hæc gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrini & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wanse ehe dem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Itzt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechtes; wir sagen, „dies

(*) Lib. II. cap. 46.

„dieſer Knabe iſt eine Wayſe, er ward ſehr jung zur Wayſe.„ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geſchlechte; ob ſchon nicht blos für das männliche Geſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Wayſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Wayſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (*) Hätte Boot bey

(*) Quænam hæc gemma foret, quam tantopere & ad inſaniam Nonius adamaſſet, quam ego Opalum quum dixiſſem, convivæ: cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui

bey dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueberſetzung von Wayſe ſey, auch würde er den Orphanus nicht blos zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Friſchen muß der Urſprung des Weſe unbekannt geblieben ſeyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Aſterios und Eriſtalis erklä-ret, in ſeinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demſelben bey-bringt, daß die Deutſchen dieſen Namen mehrern Edelſteinen beylegten, ſo hätte er,

qui Opali loco Orphani nomen ſubſtituere, id veniſſe, ob id eli-mandum obeliſcoque expugnan-dum in Alberti codicillo hoc vo-cabulum, Opalumque ejus loco inſcribendum fore.

er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzuſetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als ſolchen, die, ſo wie ſie gewendet werden, in verſchiedene Farben ſpielen, und folglich insgeſammt unter das Geſchlecht der Opale gehören.

Funfzigſter Brief.

Auch finden ſich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatſardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel iſt es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen ſoll: ſo hat der Achatonyx den ſeinigen an einem Jenaiſchen Recenſenten des erſten Theiles dieſer Briefe bereits bekommen. (*) Dieſer

(*) St. 96. Jahr 1768.

ser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat genannt.„ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann sagt: (*) „Der Achat wird von den mehresten „Schriftstellern, die von Edelsteinen „geschrieben haben, für das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, „welche wir in diesem Abschnitte beschrieben haben.„ Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder „glänzende, halb durchsichtige und undurchsichtige Edelsteine, die auch von „einigen hornartige, der Aehnlichkeit „zufolge, genennt werden.„ Ja er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb „durchsichtigen Steinen wird der Chal-

„cedon,

(*) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

„cedon, der Carneol u. ſ. w. von un„durchſichtigen der Onyx für Achatarten „angenommen.„ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, vielwiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge Theils leugnet, Theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehreſten Schriftſteller vor Brückmannen den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will. (*)

„Der Name, Achatonyx, fährt der Jenenſer fort, „iſt kein Monſtrum, wie „Leſſing glaubt, wenn gleich Achat und „Onyx zu einem Geſchlechte gehören. „Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx „auch ein Monſtrum ſeyn.„ Mit Erlaub-

(*) Mineralſyſtem S. 132.

landnutz: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weisse Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir itzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum soll er Chalcedonyx heissen? Wenn er durch-

sichti-

ſichtiger iſt? Schon der Onyx iſt ja nicht immer ganz undurchſichtig; und es muß daher wohl eine ſehr mißliche Sache ſeyn, mit Brückmannen (*) den ganzen Unterſchied zwiſchen ihm und den Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigen beruhen zu laſſen. Ich begreife zwar, warum man für die weiſſe Schichte des Onyx, die gar wohl allein ſeyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen beſondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, ſo mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus dieſem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen ſoll, das kann ich nicht begreifen.

Es iſt freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat oder einen andern zum Geſchlechtsnamen der edlern Hornſteine machen will. Brückmann hielt

(*) S. 71 und 80.

es darum nicht für thulich, (*) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farb und Durchsichtigkeit verschiedner Hornsteine sey; gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Far-

(*) S. 86.

Farben, oder der Lage dieſer Farben unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten: denn er ſagt, „daß die regu„läre Lage der farbigen Streife den Achat „zum Onyx mache, müſſe er darum bez„weifeln, weil die Streife keine noth„wendige Eigenſchaft des Onyx wären, „und es auch genug Achate gäbe, die „eine reguläre Lage von farbigen Strei„fen hätten, und gleichwohl darum noch „nicht zu Onyxen würden.„ Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſogenannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen

Streifen haben, und doch keine Onyxe sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bey Kennern Bänderjaspis heissen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch itzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahr-

(*) Theophrast sagt, daß das Weisse und Braune, aus welchen der Onyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter verſtünde, der an Achat angewachſen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in

from the Onyx Glaſs, of whatſoever Colour they are, except red; in which caſe it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this Stone: and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often had the ſame Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier,

Sap-

Sapphir Achate, und wie die Raritäten alle heiſſen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von dieſen Namen in dem Sinne will verſtanden wiſſen, von dem ich geſagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten laſſen. Ich zweifle, ob er z. E. unter ſeinem Sapphir Achat einen Sapphir verſteht, der an einen Achat angewachſen, oder nicht vielmehr einen etwas durchſichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und dieſe Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen ſollen, dergleichen eigenmächtige Compoſita zu vermeiden.

Ein und funfzigſter Brief.

Sie wundern ſich, daß ich eines Jenaiſchen Recenſenten meiner Briefe

gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wann sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die ersten wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm

sein

ſein Bewußtſeyn der untadelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt wiſſe, ſchuldig ſey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verſtanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewiſſen Punkt ja auch nicht verſtanden, und führte mir ſchlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke genannt hätte. (*) Was

(*) Man ſehe den bündigen Aufſatz des Hrn. Klotz, im 133ſten Stücke des Ham-

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig.„ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich

Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

ſich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erhohlen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Menſch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und dieſe Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum ſind: ſo intereſſiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz ſagt zugleich, „er ſehe nicht ein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften einigen Nutzen aus unſerm Zwiſte haben würden.„ Das wäre nun deſto ſchlimmer für ihn, der einen ſolchen Zwiſt erregt hat! Doch, ſollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Klotzen weder eine Kunſt noch eine Wiſſenſchaft iſt.

Herr Klotz ſpricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Beſchei-

den-

denheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, und zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer

der ſchnöden Miene, ſtatt aller Antwort vorwendet, „das Publicum intereſſire „dergleichen nicht, er ſähe nicht ein, was „für Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften „davon haben könnten! u. ſ. w.

Mit ſolchen Wendungen macht ſich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube, und ein eitler Mann iſt zwar höflich, aber nie beſcheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! Aber noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freymüthigkeit Unwille und Zorn heiſſen ſoll!

„Mein Bewußtſeyn, ſagt Herr Kloz, „daß ich niemanden in der Welt beleidi„gen wollte —

Beleidigen! vorſetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorſetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält ſich ſein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswür-

würdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet. (*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen? . . . . . .

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am „wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten.„ — Meinen Zorn! meinen Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klotzen im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was

Herr-

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon „Schuld, daß er die homerische Episode „vom Thersites um deswillen tadele, weil „Thersites eine häßliche Person sey; dies „ses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn „deswegen weggewünscht, weil er eine „lächerliche Person sey, und durch seine „Gegenwart die feyerliche Harmonie des „epischen Gedichts zerstöre.„

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Thersites in dem Homer blos eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter

die Mittel, deren ſich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu ſtürmiſch geworden. Wenn Therſites, weil er lächerlich iſt, weg müßte: ſo müßten mehr Epiſoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche iſt dem Homer nicht entwiſcht: ſondern er hat es mit großem Fleiße und Verſtande geſucht.

Das iſt es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon verſprach. Das iſt es, wovon mir damals Hr. Kloß ganz und gar keine Idee zu haben ſchien, ob ich ihn ſchon für einen Gelehrten von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geſchmack, iſt nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch iſt ein Mann von Geſchmack noch lange kein Kunſtrichter. Zu dieſem finde ich in Hr. Klotzen itzt noch eben ſo wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht

erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wiederloben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweyter Aufsatz von ihm, in dem nehmlichen Correspondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Mine nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für eine Beschönigung giebt! „Wenn Hr. Lessing, lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen seinen „Laokoon auf die bescheidenste Art ge„macht habe, mir so deutlich seinen Un„willen bezeugt, so kann mich dieses nicht „anders, als sehr befremden. Hr. Les-

„sing

(*) St. 154. 55r vor. Jahr.

„ſing verlangte in einem Briefe vom 9ten
„Junii 1766 meine Widerſprüche ohne
„allen Rückhalt, und er bezeugte
„mir in ſo gefälligen und höflichen Aus-
„drücken ſein Verlangen über mein Ur-
„theil von ſeinem Laokoon, daß ich es
„ſogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm
„meine Meinung über einiges zu ſagen.
„Ich habe auch dieſes, wie ich glaube,
„auf eine Art gethan, die der Höflichkeit,
„welche mir Hr. Leſſing erwies, gemäß
„war. Es war mir blos um die Liebe
„zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den
„Willen gehabt, etwann Fehler aufzu-
„ſuchen, und dadurch Herrn Leſſing be-
„ſchwerlich zu werden. Wäre dieſes
„meine Abſicht geweſen, ſo würde ich
„gewiß ſeine Hypotheſe vom Borgheſi-
„ſchen Fechter zuerſt angegriffen haben;
„Ehe noch in den Göttingſchen Anzeigen
„(1768. S. 176.) dieſe Erinnerung ge-
„macht wurde, hatte ich bemerkt, daß
„Hr. Leſſing zwey Statuen mit einander

„verwechselt habe. Denn die Stellung „des Fechters (s. Villa Borgheſe S. „217.) kann ganz und gar nicht dem „Chabrias beygelegt werden.„

O des unſchuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widerſprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkiſch, wie mir ſelbſt ungleich, muß ich gegen ihn nicht erſcheinen! — Wenigſtens legt er es darauf an, daß ich ſo erſcheinen ſoll.

Seinen bis itzt ſo freundſchaftlich verſparten Vorwurf, den Borgheſiſchen Fechter betreffend, haben wir ſchon vorgehabt. (*) Wenn es wahr iſt, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingſche Gelehrte, meine Verwechslung dieſes Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: ſo mache er ſein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn dieſe Verwechslung geſchehen: es

(*) Brf. 36.

es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nachbeter, der bey allem seinen Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besteht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederhohlen, ist mir noch eckelhafter, als es dem Leser seyn würde: neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenden Stücke der Deutschen Bibliothek des Hrn. Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Klotz sahe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sahe, daß ich ihm den Krieg in

ſein eignes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Hrn. Klotz um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort

auf seine Zuschrift vom 9ten May: wenn? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beyspiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen: so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter „Herr, Sie in meinem zarteſten Alter „bey meinem Vater in Bischofswerde ge„ſehen zu haben, wohin Sie ein gewiſſer „Herr Lindner, wo ich nicht irrte, be„gleitet hatte. Sie können nicht glau„ben,

„ben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich „meinen Freunden ſagen kann, daß ich „Sie von Perſon zu kennen das Glück „habe. Warum ich es für ein Glück „halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn „ich glaubte, daß man Ihre Freundſchaft „durch eine Sprache verdienen könnte, „welche Ihnen verdächtig ſcheinen möch„te, da ſie ſo oft von der Verſtellung ge„braucht worden. Aber erzeigen Sie „mir immer die Wohlthat und glauben „Sie mir auf mein Wort, daß ich es „allezeit für meine Pflicht gehalten, ei„ner Ihrer aufrichtigſten Verehrer zu „ſeyn, und daß vielleicht wenige Sie ſo „zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten ge„liebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht „Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es ſchul„dig, daß ich einmal an einem Orte, wo „Barbarey und Unwiſſenheit herrſcht „und wo ich nur verdrießliche Geſchäfte „habe, auf einige Tage aufgeheutert

„wor-

„worden. Ein Mann von Ihrer Den„kungsart nimmt mein Geständniß nicht „übel, daß ich nicht überall mit Ihren „Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin „so frey zu glauben, daß Sie mir erlau„ben, wenn ich meinen Zweifeln weiter „nachgedacht habe, solche in den Actis „litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue „es um noch mehr von Ihnen zu lernen. „Denn wie viel habe ich nicht schon in „Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor „nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine „neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu „machen. Es sind mir verschiedene ge„schnittene Steine und andere Monu„mente vorgekommen, woraus ein ziem„licher Zuwachs von Anmerkungen ent„standen. Das Gedicht des Sadolets „über den Laokoon hatte ich aus Joh. „Matthæi Toscani Carmin. Poetar. „illust. Italorum (Lutetiæ 1577.) wo „es im 2ten Theile S. 132 stehet, mir

„gleich-

„gleichfalls angemerkt. Nun ſehe ich,
„daß Sie mir zuvorgekommen ſind.

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der Grie-
„chiſchen Muſe es nicht unangenehm,
„wenn ich noch hinzuſetze, daß die noch
„nicht bekannte Anthologie des Strato
„nun völlig in meinen Händen ſey. Ich
„habe einen Theil dieſer kleinen Gedichte
„meinem Commentar über den Tyrtäus
„eingewebt, welchen Richter itzt mit einer
„vielleicht übertriebenen Pracht druckt.
„Ein großer Theil aber iſt zu frey, als
„daß er wenigſtens von mir bekannt ge-
„macht werden könnte. — Doch ich trage
„Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden,
„bis ich die Verſicherung habe, daß Sie
„mir erlauben, Ihr Freund zu ſeyn. Uns
„terdeſſen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9 May, 1766.

gehorſamſter Diener,

Klotz.

Die

Dieſen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr u. nicht weniger erwartet geweſen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungeſitteſte Kälte geweſen wäre, nicht einſtimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert ſich, mich in ſeinem zarteſten Alter in dem Hauſe ſeines Vaters geſehen zu haben: ich werde mich deſſen auch erinnern müſſen. Herr Klotz verſichert mich, allezeit einer der aufrichtigſten Verehrer von mir geweſen zu ſeyn; von mir als Schriftſteller, verſteht ſich; und Herr Klotz war auch Schriftſteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will ſagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem erſten dem beſten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem erſten dem ſchlechteſten, vieles lernen: und alſo auch das Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth,

muth, zurückgehen. Endlich; Hr. Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herkommende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann

man sagen, daß ich ihn um das ersuche habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige Leser, und ich weis, daß „er noch wenigere gültige Richter haben „kann. Wenn ich Bedenken trug, den „einen davon in Ihnen zu bestechen, so „geschah es gewiß weniger aus Stolz, „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen „zuerst widersprochen; und ich würde sa„gen, es sey blos in der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen „Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffner Mann erst gereitzt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche „Thersites soll unter uns eben so wenig „Unheil stiften, als ihm vor Troja zu

„stiften

„ſtiften gelang. Schreibt man denn nur „darum, um immer Recht zu haben? „Ich meine mich um die Wahrheit eben „ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich „ſie verfehle, mein Fehler aber die Ur„ſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, „als wenn ich ſie ſelbſt entdecke. Mit „dieſen Geſinnungen kann ich mich auf „Ihr ausführliches Urtheil in den Actis „litter. nicht anders als freuen.„

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart: es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für dieſen annehme,

me, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es blos; sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz ausserordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck seyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntnisse

niſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehreſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Mahler finden

wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammele, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich den Hrn. Klotz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte

anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis litt. (*) in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer „auf Ihre Ankunft in Halle, mein „wertheſter Herr, gewartet, und mit „dieſer Hoffnung mir alles das Unange„nehme, welches mein Profeſſoramt bey „ſich führet, verſüßt hatte, bringt mir „mein Freund, Hr. Hauſen, die Nach„richt,

(*) Voluminis III. Pars III.

„richt, daß Sie in Berlin ſind. Es „bleibt mir alſo nichts übrig, als, um „mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, „zu verſchaffen, ſelbſt nach Berlin zu „reiſen, und ich hoffe gewiß, daß ich „auf Oſtern meinem Verlangen werde „ein Genüge leiſten können. Unter die „Vortheile, die ich mir von dem War„ſchauer Antrage verſprach, rechnete ich „immer auch den, daß ich Sie einige „Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gege„ben, das nieder zu ſchreiben, was ich „bey dem Leſen Ihres vortreflichen Lao„koons gedacht. Wenn Sie einige Au„genblicke beygelegter Schrift gönnen „wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich „mich derſelben bedient habe. Ein Mann „von gegründetem Ruhme und edelem „Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte, erlaubt „dem andern gern, ſeine ſchwachen Be„mühungen, ihm nachzuahmen, zeigen „zu dürfen, und wenn er auch gleich ein-

„ſieht, daß er ihn nicht erreicht, ſo ver„zeiht er ihm doch den Mangel an Kräf„ten, und liebt ihn wegen ſeines guten „Willens. Dieſer Gedanke verſpricht „mir eine freundſchaftliche Aufnahme „meiner Einfälle von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hau„ſen mir ſagte, daß einige Berliniſche „Gelehrte ſich über meinen Auszug aus „der allgemeinen Welthiſtorie gewundert „hätten, um die ganze Arbeit wieder „aufzugeben. Die Umſtände, in wel„chen ich mich befand, da ſie mir ange„tragen wurde, nöthigten mich, eine „Sache zu unternehmen, bey der ich „blos den Fleiß eines Tagelöhners an„zuwenden brauchte. Allein, ſchon der „Wink eines einſichtvollen Kunſtrichters „zwingt mich zu erröthen, und lieber als „les einzubüßen, als Vertrauen und „Gunſt der Männer, gegen deren Ur„theil ich nicht gleichgültig ſeyn kann.

„Ich

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und „andern Vorrath mich in den Stand zu „ſetzen, ein Buch von der alten Stein„ſchneiderkunſt zu verfertigen, wozu ich „den Plan ſeit einigen Jahren gemacht, „und an deſſen Ausführung mich die all„hier herrſchende Barbarey, und der „Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergeben„heit, in deren Aufrichtigkeit ich niemand„den in der Welt nachgeben werde, habe „ich die Ehre zu ſeyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct. 1766.

gehorſamſter Diener, Klotz.

Was ſagen Sie zu dieſem Briefe, mein Freund? Iſt es nicht ein feiner, artiger, ſüßer, liebkoſender Brief; voller Freundſchaft, voller Vertraulichkeit,

voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Hrn. Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zuvorher den Grazien zu opfern!

Was

Was werde ich auf dieſen Brief, und auf dieſe Recenſion, dem allerliebſten Verfaſſer nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich erſuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieſes ſein zweytes Schreiben, auf dieſe ſeine Recenſion, drucken zu laſſen. Sie wird mich freylich jetzt beſchämen, wenn ſie ſo ausgefallen iſt, wie ich glauben muß, daß er ſie erwartet hat. Aber er ſchone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget ſeyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum geſpielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Hrn. Klotz auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Hrn. Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten.

Ich

Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hr. Klotzen entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst

eckel,

eckel, weil sie äußerst übertrieben waren; und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein wertheſter Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem mit Wermuth zu reden, das Räuchfaß um den Kopf schmeissen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Räuchfasses ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande

mas

machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn ſehen Sie, ich muß mich ſchon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder iſt? Das müſſen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Fürſten Deutſchlands nicht allein eine Stelle; Sie ertheilen mir eine von den erſten, wo nicht gar die erſte. Ja, nicht Sie blos ertheilen ſie mir: Sie laſſen ſie mir von den Muſen ertheilen; und laſſen ſie mir von den Muſen damals ſchon längſt ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniæ ornamenta dotem Musæ tribuerunt! Mein werthester, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo dem ken: ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Beſten zu haben: ſo

ſind

sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so bedauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weis ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die

Ehre

Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.„ —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind; oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blat mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſo gar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es

scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen

auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.„ —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich; wozu diese Freymüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel; erspare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, in-

dem du dir die Freymüthigkeit selbst erspareſt; schweig! — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweyte Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner „Allgemeinen Bibliothek nicht „wäre.„

So sagt Hr. Kloß! „Damals, sagt er, (*) „als ich noch an keine Deutsche „Bibliothek gedacht, (als meine Deutsche Bibliothek noch nicht Schuld war, „daß Herr Nicolai von seiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf „der Meſſe verkaufte, (**)) stand ich bey „Herr

(*) S. 468.

(**) Hällische Zeitung 1768. St. 81.

„Herr Nicolai und ſeinen Freunden noch „in Gnaden. Aber ſobald ich mich an „die Spitze der über den critiſchen Deſpo„tiſmus Unzufriednen ſtellte, ſo ſahe man „mich auch mit andern Augen an: dann „ſchrieb der jüngere Herr Candidat Leſ„ſing in Berlin wider mich Zeitungsar„tikel, wovon der eine ſo ehrenrührig „war, daß er auf Befehl eines großen „Miniſters unterdrückt wurde: dann er„griff Hr. Magiſter Leſſing die Feder: „dann ward ich ſelbſt in der Allgemei„nen Bibliothek gemißhandelt.„ —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beide ſollen blos und allein wider den Hrn. Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen, das Vergnügen gehabt ha-

be: aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weis ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaub ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen censiret. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimderrathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weis, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn ge-

geſchrieben? Hat er ihn nicht ſelbſt geleſen, weis er dieſes nicht ganz gewiß: ſo denke er doch einen Augenblick nach, welche Grauſamkeit es iſt, einen jungen unbekannten Menſchen auf Gerathewohl der Welt damit zuerſt bekannt zu machen, daß man ihm nachſagt, er ſey fähig, ehrenrührige Dinge zu ſchreiben? Eine ſolche Beſchuldigung iſt ehrenrührig; und wenn ſie Herr Kloß nicht unwiderſprechlich erweiſen kann: ſo iſt Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie geſagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht ſchon längſt hätte thun ſollen?

Dieſe nehmlich: Herr Nicolai iſt mein Freund; aber mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu ſchaffen. Sie iſt bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachſen, und noch ſoll ich die Feder für ſie anſetzen. Da iſt nicht

eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodien, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich, (*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher

(*) In Leipzig bey Hilschern. 1768.

cher Mensch einem der gröſsten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daſs ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daſs man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daſs ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand, (*) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Partheylichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrift.„ „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich „Hr. Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bey welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen.„ Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Ohnstreitig, weil Hr. Riedel das simpelste und natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das sim-

(*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

ſimpelſte und natürlichſte etwa nicht, auch ſchon aus dieſem einzigen Exempel zu ſchließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum ſie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverſtändniß, das Herr Riedel zwiſchen ihr und mir vorausſetzt, worauf gründet es ſich? Was für Beweiſe kann er davon geben?

Doch Er, und ſein theuerſter Freund, Herr Klotz, haben es ſich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berliniſche Litteraturſchule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derſelben zu machen. Dieſe Schule ſoll in den Journalen, welche Herr Nicolai ſeit zwölf Jahren beſorget, leiden und leben, und den unerträglichſten Deſpotismus üben. Der Mißvergnügten über dieſen Deſpotismus ſollen in Deutſchland unzählige ſeyn, und

Hr.

Hr. Kloß will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frey. Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben

ben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleidern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt. ——

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreiſung eines Werkes enthält, über deſſen Güte wir alle einig ſind. Dennoch darf Hr. Kloß mich zum geſchwornen Vorfechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir ſelbſt zum Eckel.

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet,

daß

daß ihm dieſes ſpöttiſche, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weiſe erſparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal ſeyn? Was iſt er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateiniſches Büchelchen über das andere drucken laſſen. Die erſten und meiſten dieſer Büchelchen ſollten Satyren ſeyn, und waren ihm zu Paſquillen gerathen. Das Verdienſt der beſten, war zuſammengeſtoppelte Gelehrſamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey ſolchen Talenten konnte er ſeinen Beruf zum Journaliſten von Profeßion, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erſt auf Latein. Man lernte aus ſeinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Geſicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch ſelbſt etwas Gutes zu ſagen wiſſe, davon

ſollen

sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmälich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet; was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachläßigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weiten anzuspielen, aus welchen jene Nachläßigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen

den,

den, den ſich Hr. Klotz erlauben dürfen. Leſen Sie, wie er dem D. Conradi mitgeſpielt, und erſtaunen Sie! (*) Aber erſtaunen Sie, nicht ſowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine ſolche Frechheit ungenoſſen ausgegangen. Um ſeinen Leſern begreiflich zu machen, wie die neueſten Schriften dieſes Gelehrten ſo ſchlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der ſich einbildet, alle Menſchen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtſchaffenheit als an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln laſſen! — um zu verhüten, daß man nicht nach

(*) Act. Litt. Voll. II. P. IV. p. 465.

(**) Der ſich ruhig Fripon nennen läßt, aber ſobald er ſich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le ſouffrirai jamais!

nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger „Zeit auf den Weinhandel und aufs „Saufen gelegt, habe seine Creditores, „man versteht nicht recht, ob betrogen? „oder mit anderer Schaden bereichert? „bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, „von Leipzig nach Marburg entweichen „müssen.„ (*) — Abscheulicher Recensent,

(*) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a liberis plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiæ jurisprudenden-

ſent, wer verlangt das zu wiſſen? Sag uns, ob das Buch ſchlecht oder gut iſt: und von dem übrigen ſchweig! Auch

dentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen ſibi paraverat, at poſtea, cum ad bibendi ſtudium & vinarium commercium, quod non ſine aliorum invidia, & inſigni creditorum commodo exercebat, ſe convertiſſet, acceptam jam laudem adeo deſeruit, ut aut nihil plane ſcriberet, aut, quando ſuo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime verſati, opera uteretur, vel ipſe, quicquid in mentem veniſſet, in chartam coniiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniæ cauſa ſcribimus, ſed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt. Tandem, quo fami famæque conſuleret, Lipſia abiit in patriam ſuam, Marburgum, &c.

wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen

noch

noch gröſsern, ſich zu erloben. Beſonders hatte er einen Schwarm junger aufſchieſsender Scribler ſich zinsbar zu machen gewuſst, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den gröſsten, auſſerordentlichſten Mann ausposaunten, und ihn in eine ſolche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daſs es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotiſchen Dampf verlor. In dieſer Betäubung wurde ihm das Reich der Lateiniſchen Sprache zu enge, und er beſchloſs, ſeine Eroberungen auch über das Reich der Deutſchen zu verbreiten. Die erſten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchſt arm an Gedanken und Sachen, mit deutſchen Worten, aber wahrlich nicht deutſch geſchrieben waren. Dennoch wurden auch dieſe bis in den Himmel erhoben; ihr Verfaſſer hieſs in utroque Cæſar; und der gute Mann vergaſs es in vollem Ernſte, daſs alle dieſe Zujauchzungen

nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so doloſe berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr

Kloß

Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde, mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos ſeine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! — Wer iſt der Herr Klotz, der ſich aufwirft, über einen Klopſtock, und Moſes, und Rammler, und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß ſich die Schildwache in einer Preußiſchen Veſtung begnügen: aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt; wer iſt der Hr. Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Herr Klotz geſchrieben hat, und

worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem

Be-

Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Hr. Klotz Staatsminister wäre, und wann er der gröbste lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen

auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; ſie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das iſt eines, wie das andere. Nicht aus dem, was ſie ſind, laßt uns beurtheilen, was ſie ſchreiben: ſondern aus dem, was ſie ſchreiben, laßt uns urtheilen, was ſie ſeyn ſollten.

Wahrlich, keiner von ihnen ſollte Profeſſor ſeyn, wenigſten nicht Profeſſor in den ſchönen Wiſſenſchaften. Alle ſollten ſie noch Studenten, und fleißige, beſcheidene Studenten ſeyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringſten mehr Kenntniſſe, gründlichere Einſichten, als jeder angehende Student haben ſollte? Was iſt in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte ſchreiben können; nur ein Mann, der ſich in ſeinem Fache fühlte? Welches iſt die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, ſie ſey ſo klein als ſie wolle, worüber einer von dieſen Großſprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale,

platte

platte Wäſcher ſind ſie alle; keiner hat auch nicht einmal ſeinen eigenen Ton; alle ſchreiben ſie ein Deutſch, das nicht kraftloſer, diſſoluter ſeyn kann. Sie mögen ſich zum Theil darauf verſtehen, einer Ueberſetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Waſſer zu beſehen: das müßte aber auch alles ſeyn, womit ſie ſich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftſteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, ſollten ſie urtheilen wollen: denn es iſt ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere freſſen ſieht, und meiſtens ergiebt es ſich zu deutlich, daß ſie das getadelte Werk, noch lange ſo gut nicht, ſelbſt hervorgebracht haben würden. Aber wenn ſie vollends an die wenigen Verfaſſer ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anſchlag kömmt: ſo iſt das eine

Ver-

Vermessenheit, von der ich nicht weis, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wasserſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem

dem Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu entlehnen, einen Namen haben ſoll, ſo muß ſie Klotzianiſmus heiſſen.

Sieben und funfzigſter Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwäget.

Aber ſobald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weis, als ihm

ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, „der oft mehr als blos satyrisch sey, kurz „aus dem Tone erhelle, welcher uns, „wider unsern Willen, an den Verfasser „des

„des Vademecum für Herr Lan„gen zu denken zwinge.„ (*)

Persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre.

Was

(*) Deutsche Bibl. siebentes Stück. S. 465.

Was weis ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber, zu wessen Beschämung wird diese erzwun-

gene

gene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß ſein Buch eben ſo kindiſche Schnitzer hat, als der Langiſche Horaz?

Kurz, von allen dieſen Vorwürfen bleibt nichts, als höchſtens der Skrupel, ob es nicht beſſer geweſen wäre, etwas ſäuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache —

Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!

Aber ſo artig, wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht: und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht, grob ſeyn. Hingegen, zum Beſten der Mehrern, freymüthig ſeyn, iſt Pflicht; ſogar es mit Gefahr ſeyn, darüber für ungeſittet und bösartig gehalten zu werden, iſt Pflicht.

Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushengen zu können: ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmei-

chelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch „immer so höflich gegen Sie gewesen. „Sogar seine Recension der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst, hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat,

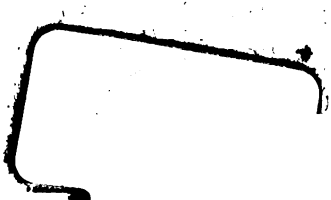
hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magister? — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren

Mas

Magiſter gehalten. Der König hätte in ihm den Magiſter ſo geehret, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente: ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu ſchaffen haben könnte. Der Magiſter macht es, daß ich mich um den Geheimderath bekümmere: und ſchlimm für den Geheimderath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!

Ende des zweyten Theils.

53641117